Engelhorns Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Achter Jahrgang. Band 26.

Schwer geprüft.

(The Scotts of Bestminster.)

Roman in zwei Bänden

von

J. Masterman.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen

von

Auguste Scheibe.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von J. Engelhorn.
1892.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Elftes Kapitel.

Der Eintritt der Regenzeit brachte anfänglich große Unbequemlichkeiten für die Schiffbrüchigen mit sich, obwohl es dem Major gelungen war, vor Beginn dieser Periode eine feste, mit Holzdielen versehene Hütte herzustellen, die der kleinen Gesellschaft wenigstens eine gegen Nässe geschützte Schlafstätte bot. Als die Regenfluten anfingen, ohne Aufhören vom Himmel herabzustürzen, die größten Bäume sich vor dem wütenden Sturme fast bis zur Erde bogen, die Felsenabhänge durch die über Nacht aufsprießenden und sie bedeckenden schlüpfrigen Gräser und Moose ungangbar wurden, der See aus seinen Ufern trat und die fruchtbaren Teile der Insel überschwemmte, die Ziegen sich unter den überspringenden Felsen zusammendrängten, kriechendes Getier in Unmassen zum Vorschein kam und Scharen von Insekten mit ungeheuren Flügeln selbst in die geheiligten Räume des Zeltes eindrangen, da wurde es allen schwer und schwerer, den sinkenden Mut aufrecht zu erhalten.

Das Zelt hatte man niederreißen müssen, denn es vermochte nicht, dem durch die Schlucht rasenden Orkane zu widerstehen, dessen brüllende Stöße während der Nacht Mrs. Scotts kindliches Herz mit Entsetzen und Grauen erfüllten. An vielen Tagen war es unmöglich, zu kochen oder auch nur hinauszugehen, um die Ziegen zu melken, eine harte Zeit sowohl für die zartgewöhnten Frauen, wie für die schlecht bekleideten Männer brach herein — aber alle ergaben sich mit Geduld in das, was ihnen auferlegt war, dankbar dafür, wenigstens bis zu einem gewissen Grade gegen Sturm und Regen geschützt zu sein. Doch auch Ergebung und Leidensfähigkeit haben ihre Grenzen. Nach wenigen Tagen gelangten die Schicksalsgenossen zu der Ueberzeugung, daß ein that-

loses Ausharren in dieser Lage nicht möglich sei, und sie eine Aenderung ins Auge fassen müßten, wenn sie nicht untergehen wollten.

Hay war der erste, der bemerkte, es sei ja eigentlich gleichgültig, ob man drinnen oder draußen umkäme, und in das Wetter hinausschritt. Major Mortimer folgte seinem Beispiele, und nach einer Weile erklärte Jenny, wenn die Männer es draußen aushielten, könne sie es auch. Mrs. Barlow wollte nicht hinter ihr zurückbleiben, obwohl Mrs. Smith der Tollkühnheit ein schreckliches Ende prophezeite. Nur sie und der arme von Rheumatismus arg geplagte Oberst, der sich der Feuchtigkeit und dem heftigen Winde nicht auszusetzen wagte, blieben in der Hütte zurück.

„Wer nichts wagt, gewinnt nichts!“ rief Jenny vergnügt, als sie mit rosig angehauchten Wangen und erfrischt durch den Kampf mit den Elementen in die Hütte zurückkehrte. „Es ist draußen viel schöner, als Sie sich denken können, wenn Sie hier unter Dach und Fach bleiben. Der Anblick der See allein verlohnt der Mühe. Ein glorreicher herrlicher Anblick, wie sie so groß und mächtig herankommt und aufschäumt!“

„Aber Sie sind durch und durch naß!“

„Der Regen ist ganz warm und schadet gewiß niemand. Ich ziehe auch gar nicht erst trockene Kleider an, sie wären doch gleich wieder durchweicht. O, es ist herrlich, ganz herrlich!“

Damit eilte sie aufs neue hinaus. Von der Zeit an sperrten sich auch die Frauen nicht mehr ein, sondern trotzten jedem Wetter, und alle waren erstaunt, zu finden, daß ihre Gesundheit nicht darunter litt und daß sie im Kampfe mit Sturm und Regen ihr Mißgeschick oft gänzlich vergaßen. Ausgenommen davon war nur der arme Oberst, der älteste der Unglücksgefährten. Major Mortimer und Hay rieben und kneteten ihn täglich nach indischem Gebrauche, sie massierten ihn, wie man es jetzt nennt, und führten ihn in den seltnen Augenblicken, wo die Sonne schien, ins Freie. Zu seinem Vergnügen und zu ihrem eignen Gebrauche richteten sie Barren und Reck vor der Hütte auf und setzten ihn und sich selbst durch ihre Turnerkünste in Erstaunen. „Unsre Athleten“ pflegte er sie zu nennen, und regte sie sowohl durch seinen Beifall, wie durch die Erzählungen von der gymnastischen Gewandtheit der Indier, deren Zeuge er oft gewesen,

und die Beschreibung seiner eignen Leistungen auf diesem Gebiet, ehe Gicht und Rheumatismus seine Glieder steif machten, zu immer neuen Kraftübungen an.

Zu Zeiten, wo man die Hüttenthür offen lassen konnte und der Mond den ebenen Platz vor ihr beleuchtete, pflegte man dort zu tanzen, und von dieser Leibesübung durfte sich auch der Oberst nicht ausschließen. Hier galt kein Widerstreben! Nachdem Mrs. Smith dem alten Herrn unter vier Augen den deutschen Walzerschritt eingeübt hatte, führte sie ihn stolz zum Reigen und trug dadurch, freilich unbewußt, nicht wenig zur Erheiterung der Gesellschaft bei; denn sahen die übrigen Tänzer und Tänzerinnen in ihren seltsamen Kostümen, und namentlich mit den ungefügen Grasschuhen an den Füßen, schon wunderlich genug aus, so übte Mrs. Smith durch die Ernsthaftigkeit, mit der sie sich der Sache widmete, einen Reiz auf die Lachmuskeln, dem niemand zu widerstehen vermochte.

Besonders schwer war es bei solchen Gelegenheiten, Mrs. Barlow in den Schranken der Artigkeit zu halten. Glücklicherweise ließ sich indessen Mrs. Smith nicht träumen, daß sie die Ursache der häufig durchbrechenden Heiterkeit der jungen Frau war, und ebenso wenig kam ihr eine Ahnung, daß der Major ihre groteske Erscheinung mit Farbe und Pinsel sehr glücklich verewigt hatte.

Hay tanzte den „Hornpipe" der Matrosen sehr gut und war so stolz darauf, daß er, wenn er diese Kunstleistung zum besten gab, immer erwartete, daß ihm die kleine Gesellschaft, im Kreise sitzend, aufmerksam zusähe, was auch in der Regel geschah. Nur Mrs. Mole beteiligte sich nicht am Tanze. „Sie kannte ihre Stellung besser," wie sie versicherte, aber sie trug dennoch das Ihrige zur allgemeinen Unterhaltung bei, indem sie der Gesellschaft Geschichten aus ihrem Leben erzählte, deren Held fast immer Mr. Mole, ihr verstorbener Mann, war. Die Zuhörer waren bald aufs genaueste mit seinen zahlreichen Waffenthaten bekannt und wunderten sich nur zuweilen, daß man einen solchen Heros als Sergeant hatte sterben lassen, anstatt ihn durch Rang und Titel auszuzeichnen — ein Umstand, der sich indessen, wie Mrs. Mole versicherte, aus der stolzen Bescheidenheit des Hingeschiedenen hinlänglich erklärte.

Auch Hay hatte allerlei Geschichten zu erzählen, deren Held er selbst war; aber es handelte sich darin nicht um glor-

reiche Kriegsthaten, wie die des Sergeant Mole, nicht um Trommelwirbel, Kanonendonner und blutige Metzeleien. Er hatte, wie der Apostel Paulus, vielerlei Gefahren zu Wasser bestanden, hatte z. B. vor einigen Jahren schon einmal Schiffbruch gelitten, war bei dieser Gelegenheit darauf angewiesen gewesen, sich längere Zeit von Rattenfleisch zu ernähren, und erzählte diese Begebenheit gern immer von neuem.

In frühester Jugend, wo Hay in einer Kohlengrube gearbeitet hatte, war er einmal im Schacht verschüttet worden, und seine Nahrung hatte mehrere Tage in einer Talgkerze bestanden. Ferner hatte er die gefährlichsten Abenteuer mit Haifischen, — „Wasser- und Landhaien," wie er stets hinzusetzte — bestanden, und die Zuhörer wurden dieser oft wiederholten Geschichten nicht nur nicht müde, sondern suchten sie so lang als möglich auszuspinnen, indem sie Fragen stellten und über das Gehörte ihre Ansichten austauschten, als handelte sich's um eine Neuigkeit der letzten Nummer eines Tageblattes. Auch Mrs. Smith gab zuweilen Erzählungen und Schilderungen aus ihrem Leben zum besten, worin es von Herzögen, Lords und Baronen wimmelte, die alle ihre näheren Bekannten, Freunde oder gar Verwandte waren. Dessenungeachtet amüsierten ihre Geschichten, vielleicht gerade um dieser humoristisch wirkenden Beigaben willen, die Zuhörer, und wenn Hay sich dann und wann gewisser Zweifel nicht erwehren konnte, so wurden diese von Mrs. Mole, die es unpassend fand, die „Herrschaften" zu kritisieren, stets mit strengen Mienen und Worten zurückgewiesen.

Aber selbst Mrs. Moles ernstes Gesicht glättete und erheiterte sich, als es endlich aufhörte zu regnen, die Sonne wieder in aller Pracht und Herrlichkeit am Himmel stand und auf saftig grüne Abhänge und üppig blühende Sträucher und Bäume herablächelte, als der Himmel wieder im reinsten Azur erglänzte, die Vögel wieder sangen, die Ziegen wieder lustig meckernd umhersprangen und das Meer wieder glatt, in grünlicher Bläue schimmernd, dalag. Jenny und Mrs. Barlow benahmen sich wie Schulmädchen in den Ferien. Sie sprangen über Stock und Stein, schmückten sich mit Blumen, sangen, badeten, fischten und suchten die schönen, farbenreichen Muscheln auf, die das Meer in ungeheuren Massen zwischen den Klippen zurückgelassen hatte. Und als dann, bei der bald wieder eintretenden Hitze, der Oberst nach und nach den freien Gebrauch seiner Glieder wiederfand, da hellten

sich auch seine Mienen auf, und er nahm Anteil an der allgemeinen Lust und Fröhlichkeit.

Jenny begleitete ihn, als er sich zum erstenmal im stande fühlte, nach dem Strande hinabzusteigen. Sie besuchten zusammen den kleinen Gottesacker und fanden alles in bester Ordnung. Sturm und Wetter hatten dem geschützten Winkelchen nichts anhaben können; die Hügel waren mit zartem, jungen Gras überwachsen, der des Kindes mit einem Haufen frischer Blumen bedeckt. Am Fuß des letzteren lag eine große Muschel, in die der Name des kleinen Schläfers eingeritzt war.

Der Oberst schrieb mit dem Stocke nachdenklich seinen eignen Namen in den feinen, feuchten Sand der kleinen Bucht. Wahrscheinlich beherrschte ihn der Gedanke, wie bald möglicherweise einem der Unglücksgefährten die Aufgabe zufiel, diesen Namen hier einzugraben.

Jenny erriet seinen Ideengang und wünschte, ihn davon abzulenken. „Ein vortrefflicher Einfall!“ rief sie. „Wir werden hier noch alle das Schreiben verlernen, wenn wir es nicht üben.“ Und dabei begann auch sie bunt durcheinander die Namen von Personen und Orten, sowie ganze Sätze in den Sand zu ziehen. Die andern folgten ihrem Beispiele, und die meisten fanden Vergnügen an der neuen Beschäftigung, ja einigen von ihnen war sie mehr. Es schien ihnen ein Genuß, eine Befreiung und Erleichterung, die teuern Namen ferner Lieben wieder einmal in Buchstaben vor sich zu sehen, und sie lagen stundenlang auf den Knieen, um ihre schmerzliche Sehnsucht in Schriftzeichen auszusprechen, die sie dann mit tiefem Aufseufzen wieder verwischten. Mrs. Smith verzierte den Strand vielfach mit dem stolzen Namen ihres Mannes — Mrs. Barlow schrieb nie etwas andres als die Worte: „Zur weihevollen Erinnerung an Moritz, das einzige Kind seiner Eltern, Richard und Lydia Barlow,“ denen stets wie ein frommer Spruch hinzugefügt war: „Nimm mir nur meinen Knaben in acht.“

Eine andre Zerstreuung bot sich durch das Auffinden eines Echos zwischen den Klippen des Strandes, von der aber nur die jüngeren Glieder der kleinen Gemeinde Gebrauch machten. Sie standen oft lange an der Stelle, riefen geliebte Namen hinaus und lauschten mit Thränen in den Augen dem spöttischen Widerhalle.

Gegen Ende des Jahres hin hatten sie das Zeitmaß

verloren. Sie wußten nicht mehr, welchen Tag des Monats sie hatten, und waren auch der Tageszeit auf ein bis zwei Stunden ab und zu nicht mehr ganz sicher; in andrer Beziehung aber hatten sich die Zustände wesentlich verbessert. Der Major hatte neben der Hütte einen offenen Schuppen errichtet, der mit einem Eßtische und hölzernen Schemeln versehen war, und wo man nun die Mahlzeiten einnahm. Ferner hatte er eine Einfriedigung hergestellt, in die man abends die Ziegen trieb, um sie morgens zum Melken zur Hand zu haben, anstatt ihnen, wie bisher, oft weit hinaus in die Klippen folgen zu müssen. Der Küche hatte man hinter den Büschen einen festen Platz gegeben und sie mit einem leichten, auf vier Pfosten ruhenden Dache versehen, um sie gegen Sonne und Regen zu schützen.

Genug, es waren Wunder geschehen, und Fleiß, Ordnung und Disziplin trugen den Sieg über alles Ungemach davon. Die schlimmen Jahreszeiten kümmerten die Unglücksgefährten kaum noch. Sie lachten nicht mehr über die groteske Erscheinung des einen oder des andren und verzogen kaum das Gesicht, als Mrs. Smith eines Morgens in Mr. Harris' verblichenem veilchenblauen Jackett erschien, das sie mit größter Gemütsruhe über einem kurzen Rocke aus grünem Wollenstoff trug, den Jenny mit geschickter Hand aus einem unter dem Strandgut aufgefundenen Vorhange für sie angefertigt hatte. Alle trugen Hüte aus geflochtenem Gras, denen sie jetzt durch die lange Uebung eine viel bessere Form zu geben verstanden; auch hatten sie gelernt, ihre Füße mit demselben Material in zweckentsprechender, viel zierlicherer Weise zu beschuhen. Wollte die Bekleidung des einen oder andern nicht mehr zusammenhalten, so durchsuchte man die Vorräte nach einem Ersatz, der sich auch noch immer fand. Hay verstand es vortrefflich, aus Frauenröcken Männerbeinkleider zu schneidern; denn fast alle aufgefangenen Koffer hatten Damenkleider enthalten, und so waren die Männer in dieser Beziehung schlimmer daran, als die Frauen. Jenny und Mrs. Barlow brachten es sogar fertig, nach Beendigung der Tagesarbeit in einer Art von festlichem Schmuck bei den Mahlzeiten zu erscheinen. Perlenartige auf Fäden gereihte Muscheln umschlangen Hals und Arme, Blumen schmückten das Haar, und Palmen- oder Platanenblätter dienten als Fächer.

Jenny hatte sich während des Jahres so wunderbar verschönert, daß selbst Mrs. Smith sie bewunderte. „Was für

ein blasses, ärmliches Ding sie war, als sie an Bord kam!" bemerkte sie. „Man kann sie kaum noch für dieselbe Person halten."

„Eine Tochter der Götter von Gestalt und Angesicht," sagte der Oberst galant, als sie eines Tages, die Ziegen vor sich hertreibend und eines der kleinsten Lämmer auf dem Arm tragend, vor ihm den Berg hinaufstieg.

„Ein bißchen sonnenverbrannt, wenigstens was die Hände betrifft," entgegnete Mrs. Smith, an welche die Bemerkung gerichtet war, „aber sonst ein wirklich allerliebstes Geschöpf. Wangen und Kinn haben sich gerundet, wie bei einer Statue, und ihr Haar hat einen wundervoll goldenen Schimmer bekommen; haben Sie sich das einmal angesehen, wenn die Sonne darauf scheint? Mein Haar hatte früher genau dieselbe Farbe. Ja, sie ist ein reizendes Ding und hat so gute Manieren, finden Sie nicht?"

„Ja," versetzte der Oberst mit einem Seufzer, „wenn meine Tochter nur halb so schön und gut ist, will ich zufrieden sein."

„Sie befolgt aber auch meinen Rat in allen Stücken," fuhr Mrs. Smith fort. „Natürlich ist es von großem Vorteil für die junge Frau gewesen, beständig in meiner — das heißt in unsrer Gesellschaft zu sein, und sie hat diesen Vorteil sehr verständig benutzt; aber ich hätte doch nicht geglaubt, daß sie sich so entwickeln würde. Ich wünschte, Mr. Smith könnte sie sehen; er ist nämlich, was Frauenschönheit betrifft, ein Kenner."

„Das konnte ich mir denken," erwiderte der Oberst, der Sprecherin zulächelnd.

„O, ich bin nicht mehr, was ich war," bemerkte Mrs. Smith, die Anspielung ohne Zögern auf ihre Rechnung nehmend. „Aber wir können nicht immer jung und schön bleiben. Ich hoffe nur," fügte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „ich hoffe nur, Mortimer begeht keine Thorheit. Er ist beständig hinter ihr her."

„Ich bitte Sie, bedenken Sie, was Sie sagen!" rief der Oberst entrüstet. „Der Major weiß, daß Mrs. Scott verheiratet ist, und ihr Mann ist sein Freund!"

„Ich will auch nicht das Geringste gegen ihn sagen," entgegnete Mrs. Smith, „aber ich kann noch immer die Nacht nicht vergessen, die sie im Mondenschein draußen miteinander zubrachten, und habe stets meine Bedenken gegen Männer,

die sich nicht verheiraten. In seinem Alter sollte er längst Familienvater sein, anstatt hier noch als Hagestolz herumzulaufen."

„Wenn es auf ihn ankäme, liefe er wohl gern anderswo herum!" rief der Oberst, zornig über den grundlosen Verdacht. „Was wissen Sie dann von ihm, Mrs. Smith? Er kann ja recht gut verheiratet oder auch verlobt und nur zu arm sein, um zu heiraten!"

„Sie brauchen mich nicht so anzuschreien, ich bin nicht taub, Herr Oberst," versetzte Mrs. Smith, sich hoch aufrichtend und von oben herab sprechend. „Ich sorge mich nur um den Major. Aber Sie können recht haben, er ist vielleicht zu arm, um zu heiraten. Diese Herren vom Militär tragen ja meist ihr ganzes Vermögen auf dem Rücken — ein glänzendes Elend, wie man zu sagen pflegt. Doch, ich bitte um Verzeihung; ich vergesse immer, daß Sie selbst Soldat sind; denn Sie machen mir in Ihrer ganzen vornehmen Haltung stets mehr den Eindruck eines hochgestellten Civilisten. Nicht wahr, Sie sind mir nicht böse?"

„Nun wollen Sie mich durch Schmeicheleien bestechen!" rief der Oberst. „Aber in allem Ernst gesprochen, Sie dürfen solchen gemeinen Verdacht nicht aufkommen lassen; er ist Ihrer ebenso unwürdig, wie beleidigend für Mortimer."

Der Oberst, von Natur mild und gutmütig, war ein hochgebildeter Mann. Er hatte in seiner Jugend viel gearbeitet und gelernt, und als er später im Mannesalter Häuslichkeit und Familie entbehren mußte, vertrieb er sich die melancholischen Gedanken durch eifrige wissenschaftliche Studien, wobei ihm wohl außerdem der Wunsch vorschwebte, mit seinen Söhnen, für deren Erziehung in der Heimat er sich selbst die strengste Sparsamkeit auferlegte, geistig Schritt zu halten. Die Vorliebe, welche er an Bord des Schiffes für Mrs. Scott gefaßt, hatte sich zu einer warmen Freundschaft vertieft, und Jenny hatte ihn lieben lernen wie einen Vater. Ihr eigner Vater war ihr wenig genug gewesen, und so schenkte sie ihr ganzes kindliches Vertrauen, ihre ganze töchterliche Liebe, die der leibliche Vater nie beansprucht hatte, dem Leidensgefährten und Freunde, der ihr stets Geduld und warme Teilnahme entgegenbrachte.

„Warum bleibt sie nicht hier bei mir?" fragte eines Tages Mrs. Smith, als sie den Oberst und Jenny wieder einmal in anscheinend ernstem Gespräch bei einander sitzen

sah. „Es gibt Frauen, die immer einen Mann beim Wickel haben müssen — ob alt oder jung, thut nichts zur Sache. Gott sei Dank, daß ich nicht zu der Klasse gehöre. Ich denke mir auch, daß Scott nicht gerade sehr erfreut sein würde, wenn er sehen müßte, wie schnell sich seine Frau getröstet hat."

„Na, solche, die viel davon reden, haben gerade nicht immer 's meiste Gefühl," sagte Hay, ehe noch Mrs. Mole, an welche die Bemerkung gerichtet war, antworten konnte. „Mrs. Scott unterhält sich gern vernünftig; Weiberklatsch macht ihr kein Vergnügen, und sie ist auch weit drüber erhaben."

„Hay, Sie vergessen sich!" rief Mrs. Smith, indem sie sich erhob und ihn mit einer gebieterischen Bewegung hinwegwinkte.

Er berührte seine Stirn mit der Hand — Mütze oder Hut, die er hätte berühren können, besaß er nicht — und entfernte sich. „Die Alte thut sich wieder mal 'n Gütchen!" rief er, als er zu Major Mortimer trat, der mit einer Zimmerarbeit beschäftigt war.

„Was hat's denn gegeben?" fragte der Major.

Hay deutete mit dem Daumen nach rückwärts. „O, die Alte denkt sich immer so erhaben über alle andern," sagte er. „Aber ich glaub's nicht. Mir kommt Mrs. Scott viel vornehmer vor."

Der Major schlug einen widerspenstigen Nagel vollends in das Holz, ehe er mit ernster Miene zur Antwort gab: „Sie müssen nur immer bedenken, daß Mrs. Smith eine Art kleiner Königin war. Sie kann das noch nicht vergessen."

„Und wir sollen's auch nicht vergessen," brummte Hay vor sich hin.

So machten sich alle gewöhnlichen Schwächen und Fehler der Welt auch in der kleinen Gemeinde bemerkbar, die hier, in vollständiger Abgeschiedenheit, in einem zweiten Paradiese lebte; aber ihre Glieder waren durch das gemeinsame Unglück eng verbunden, und wenn Klatschsucht, Lüge und Verleumdung auch nicht auszurotten waren, so verhinderte dies alle umschlingende Band doch den offenen Ausbruch des Unfriedens. Jeder hatte seine guten Seiten, und bei Gelegenheit wäre wohl einer für den andern eingetreten, wie für sich selbst.

So gingen die Tage dahin, die Vorräte verminderten sich und kein Segel erschien am Horizonte. Oft wollte die

Hoffnung die Schicksalsgenossen verlassen. Es gab Stunden, in denen sie sich nicht einmal den Anschein zu geben vermochten, als ob sie sich noch für irgend etwas interessieren, sich an irgend etwas erfreuen könnten. Dann verschwand wohl einer oder der andre aus dem Kreise, um nach einer Weile mit roten Augen und schmerzerfüllter Miene wieder zu erscheinen, oder es drang nachts unterdrücktes Schluchzen aus der Frauenabteilung der Hütte herüber, und heftiges Kopfweh wurde vorgeschützt, um das Herzweh zu verbergen. Am besten von allen gelang es noch dem Major — vielleicht weil er seit lange an den Zustand des Wartens gewöhnt war, lange einer gescheiterten Hoffnung gegenübergestanden hatte — seinen Gleichmut zu bewahren. Instinktmäßig schien er immer zu wissen, wenn jemand des Zuspruchs und geistigen Beistands bedurfte. Verfiel der Oberst ab und zu in melancholische Stimmung, und vermochte selbst Jennys freundliches Zureden nicht, ihn aufzurichten, so gab Mortimer gewiß seine jeweilige Beschäftigung auf, um sich ihm zu widmen und ihn auf irgendwelche Weise zur Geduld und Ergebung zurückzuführen.

Der Major gehörte zu den seltenen Menschen, die über Politik reden können, ohne sich zu erhitzen, und gerade dies kam ihm im gegenwärtigen Falle zu statten. Der Oberst war ein eifriger Konservativer, und der Major spielte, ganz gegen seine wirkliche Meinung, aber mit vielem Geschick den roten Revolutionär, um den Freund aus seiner trübseligen Versunkenheit herauszuärgern. Der alte Herr ging stets mit völliger Arglosigkeit in die ihm gestellte Falle und bebte vor Zorn, wenn er die von ihm am höchsten geschätzten Staatsmänner Stellenjäger nennen, ihre Politik als dummes, verrottetes Zeug und Blödsinn bezeichnen hören mußte. Jenny zitterte anfänglich, wenn sie Zeuge war, wie die beiden Männer sich gegenseitig anschrieen, und bemühte sich, den Major zum Schweigen zu bringen; aber ein schelmischer Seitenblick, den er ihr zuwarf, wenn der andre auf den ihm vorgeworfenen Köder anbiß, verriet ihr bald den eigentlichen Zweck des Auftritts. Der Oberst ließ sich verleiten, die Angriffe auf seine Partei und ihre Grundsätze mit Heftigkeit zu beantworten, erschrak, wenn er bemerkte, daß er die Selbstbeherrschung verloren hatte, und versäumte nie, sich deshalb zu entschuldigen.

„Wir sollten gar nicht mehr über Politik sprechen,“

pflegte er seine Reden zu schließen. „Wir sind beide viel zu hitzig und haben kein Recht, die Damen durch unsre Heftigkeit zu erschrecken. Sie sind ein guter Mensch, Mortimer — ein sehr guter Mensch, aber Sie sind in Ihre Ansichten verrannt, und das ist Ihr Fehler.“

Der Major strahlte dann vor Vergnügen. Er war sehr zufrieden, die böse Stunde beschworen zu haben, selbst auf die Gefahr hin, für „verrannt in unvernünftige Ansichten“ zu gelten.

Aber es kamen auch gute Stunden für die Leidensgenossen — Stunden, wo die Reize der Natur ihren sänftigenden Einfluß voll ausübten und für eine Weile ihre Seelen beruhigten. Wenn bei Sonnen-Auf- und Untergang Himmel und Meer in wunderbar herrlichem Farbenspiel erglänzten, balsamische Düfte die Luft erfüllten, Bäume und Sträucher, sowie die üppigen, in graziösen Ranken von den Felswänden herabhängenden Schlinggewächse sich mit den seltensten Blumen bedeckten, saftige, ohne die helfende Hand des Menschen gereifte Früchte in Fülle umher lagen, und die Vögel ihre Lieder früh und spät erklingen ließen, dann verwandelte sich wohl für alle einmal die nie ruhende, verzehrende Sehnsucht nach der Heimat in ein sanftes, melancholisches Gefühl, das eher einen Reiz, als einen Stachel für die Seele hatte.

Jenny genoß solche Zeiten ganz besonders. Sie watete dann schon am frühen Morgen knietief in dem klaren, warmen Wasser zwischen den Klippen, um nach den edelsteinartigen bunten Muscheln zu suchen, die nachts angeschwemmt wurden, oder nach einer der Seeblumen zu tauchen, die in herrlichen Farben durch den gefederten Tang heraufschimmerten, und dann mit einer Handvoll aufs Geratewohl ergriffener Seegewächse wieder emporzukommen und nachzusehen, ob sie eine seltene Muschel oder sonstige Rarität erbeutet hatte. Die leichte Luft, die sie kosend umspielte, die Weichheit und Wärme des Wassers, die wunderbaren Lichter, welche Strand und Felsenriffe in alle Farben des Regenbogens tauchten, die weißen Seevögel, die sich fliegend oder schwimmend vom tiefblauen Hintergrunde glänzend abhoben, alles das versetzte sie in Entzücken. Die Gegenwart war so genußreich und die Befreiung von allem konventionellen Formenwesen und kleinlichen Tagesfragen ließ sie ihr nur noch schöner erscheinen.

Und auch die übrigen vermochten es bei solchem Wetter nicht, sich dem Einflusse der Natur zu entziehen. So lange es anhielt, schob man allen Kummer beiseite und verbrachte die Tage in möglichst heiterem Genusse. Man machte zur Zeit der Ebbe Ausflüge nach entfernteren Klippen, und da diese Unternehmungen gewöhnlich nicht ganz ohne Gefahr und Aufregung abliefen, auch starke körperliche Anstrengungen mit sich brachten, so kamen die Teilnehmer stets nicht nur mit einem neuen Gesprächsstoffe, sondern auch mit dem wundervollsten Appetit und so köstlich müde von diesen Partieen zurück, daß sie froh waren, sich zu einem reichlichen Mahle niedersetzen zu können und dann, in Ruhe gelagert, das abendliche Farbenspiel von Wasser und Erde zu beobachten und zuzusehen, wie die Färbung des Himmels allmählich blässer und blässer wurde, um endlich in das schimmernde Halblicht einer wolkenlosen südlichen Nacht überzugehen.

Nach der Regenzeit pflegten die Schiffbrüchigen stets eine Besichtigung des geborgenen Strandgutes vorzunehmen. Bei der ersten fand sich, daß ein Drittel aller Vorräte aufgebraucht war — und zum drittenmal hatten sie bereits diese Musterung vorzunehmen, denn die Tage, Wochen und Monate der Gefangenschaft waren zu Jahren — zu drei langen, langen Jahren geworden, ohne daß sich ihre anfängliche Lage wesentlich anders gestaltet hatte.

Diese dritte Besichtigung ergab ein sehr beunruhigendes Resultat. Mrs. Smith und der Oberst nahmen sie vor und brachten einen ganzen Vormittag in den trockenen und geschützten Felsenhöhlen zu, die man gleich anfangs zu Speichern eingerichtet hatte. Der Vorrat an fertigen Kleidern war vollständig erschöpft. Zwar fanden sich noch einige Stoffe, sowie mehrere Bettlaken vor, die dazu verarbeitet werden konnten, aber da alle Zwirnsorten zu Ende und die Nähnadeln in der feuchten Atmosphäre total verrostet waren, so gestaltete sich Nähen und Schneidern zu einer sehr schwierigen Aufgabe. Auch die in Büchsen aufbewahrten Gemüse, sowie das Mehl waren gänzlich aufgebraucht; ebenso fehlte es an Thee; doch wuchs ein Strauch auf der Insel, dessen Blätter, wenn man den Aufguß mit wildem Honig süßte und mit frischer, fetter Ziegenmilch mischte, als leidlicher Ersatz dafür gelten konnte. Das Schlimmste aber war, daß die Kochgeschirre sich nach und nach abgenutzt hatten und man sich

— bei der Unmöglichkeit des Ausflickens — nachgerade auf zwei Kessel beschränkt sah, die, um sie soviel als möglich zu schonen, nur noch zum Sieden des Wassers benutzt wurden. Die Schiffbrüchigen waren also genötigt, ihre Speisen, wie zu Anfang ihrer Gefangenschaft, auf heißen Steinen oder in heißer Asche gar zu machen, und gingen mit rasender Schnelligkeit wieder dem Zustande entgegen, worin sie sich befunden hatten, solange sie nur auf die von der Insel selbst gebotenen Hilfsmittel angewiesen waren.

„Schlechte Aussichten!“ bemerkte der Oberst düster.

„Nicht, was die Mundvorräte betrifft,“ entgegnete Mrs. Smith. „Wir haben hier Fische, Kaninchen und junge Ziegen in Hülle und Fülle; was freilich die Kleidung anbelangt, so müssen wir hoffen, daß unsre Lumpen zusammenhalten, bis ein Schiff kommt und uns erlöst.“

„Oder wir müssen zu Kaninchen- und Ziegenfellen greifen.“

„Ich hatte einmal einen sehr hübschen, mit Kaninchenpelz gefütterten Mantel,“ sagte Mrs. Smith, „aber die Felle hier werden wohl weniger weich und angenehm sein.“ Die Thränen standen der alten Dame in den Augen, als sie sich die Wahl zwischen einer Bekleidung mit ungegerbten Fellen oder der Nacktheit lebhaft vorstellte.

Bei allen andren Entbehrungen hatte es ihr doch nie an Kleidern gefehlt. Sie waren häufig weder kleidsam noch bequem gewesen, aber sie hatten immer genügt, ihre Blöße zu bedecken. Jetzt, als sie bedachte, wie verschlissen und zerrissen die wenigen noch vorhandenen Stücke waren, ohne daß sich eine Möglichkeit zeigte, sie auszubessern oder zu ersetzen, kam ihr wieder einmal die Schrecklichkeit ihrer Lage zum vollen Bewußtsein. „O, mein lieber Oberst,“ rief sie, während dicke Thränen über ihre Wangen rollten, „für uns beide, ich meine für Sie und für mich, ist’s noch nicht so schlimm. Wir haben unser Leben hinter uns und können, so wie so, nicht mehr auf viele Lebensjahre rechnen — aber diese beiden Kinder, diese armen, jungen Frauen!“

Schluchzend bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen. Der Oberst war tief gerührt von diesem unerwarteten Gefühlsausbruche, und auch seine Stimme bebte, als er sagte: „Fassen Sie Mut, beruhigen Sie sich. Es heißt ja: wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten.“

Er war der Frau nie so gut gewesen, wie in diesem

Momente der Schwäche. Sie standen in einer Felsspalte der Citadelle neben einander und blickten hinaus auf die unabsehbare See. Infolge des heftigen Sturmes, der vor einigen Tagen gewütet hatte, war die Oberfläche des Wassers noch ziemlich stark bewegt, und an dem Klippenstrande der Insel brachen sich die Wellen mit jenem hohlen Donnerton, der Jenny anfänglich so furchtbar gewesen war. Die ganze schäumende Fläche glitzerte und glänzte wie geschmolzenes Silber, aber die unbeschreibliche Pracht dieses Anblicks vermochte nicht, die beiden über den schrecklichen Gedanken an die Zukunft, der sich ihrer Seelen bemächtigt hatte, hinwegzubringen. Was stand ihnen bevor, wenn sich kein Retter nahte? Einer nach dem andern erlag und fand ein unbekanntes Grab in unbekannter Erde, bis schließlich nur noch ein unseliges Menschenkind zurückblieb. Dies eine war aller Wahrscheinlichkeit nach der allgemeine Liebling der Unglücksgefährten, Jenny — und welche Verzweiflung, welche Leiden warteten dann der Unglücklichen!

„Gott im Himmel, erbarme dich unser!“ rief der Oberst, unfähig, die Qual dieses Gedankens stumm zu ertragen, mit zum Himmel emporgehobenen Händen.

Und mit ihm blickte seine Gefährtin angstvoll flehenden Auges zu dem blauen, klaren Dome empor, der sich über ihnen wölbte. Es war beiden, als müßte ihnen von dort eine Antwort kommen; aber sie kam nicht! Ringsum starrten nach wie vor glitzernde Felszacken in die Luft, schimmerte und schäumte das Meer, sprühten und donnerten die Wellen gegen die Klippen — sonst blieb alles stumm. Die Zeit der Wunder war vorüber!

Zwölftes Kapitel.

Als die beiden Oberhäupter der Gesellschaft sich im Laufe des Nachmittags wieder zu ihren Leidensgefährten gesellten, sagten sie zwar nichts von der tiefen Entmutigung, die sich ihrer bemächtigt hatte; aber Jenny bemerkte doch sofort die Niedergeschlagenheit des alten Freundes.

Mrs. Scotts Gesicht sah aus, als wäre sie mit einem angenehmen Gedanken beschäftigt, und auch die andern schienen

in einer gewissen Aufregung, welche die beiden Zurückkehrenden hätten bemerken müssen, wenn sie freieren Geistes gewesen wären.

„Sie fragen gar nicht, womit wir uns während Ihrer Abwesenheit beschäftigt haben!" brach endlich Jenny los. „Nun, wir wollen es Ihnen als Rätsel aufgeben: Wir haben etwas gethan, was wir hier noch nie gethan haben. Mrs. Barlow und ich haben etwas verfertigt, was die Männer mehr lieben, als alles andre; etwas, dessen sie mehr bedürfen, als Essen und Trinken und gute Kleider, das sie verbrauchen, sobald sie es besitzen, das sie aber, obwohl sie es in den Mund stecken, nicht verschlucken."

„Jetzt komme ich an die Reihe," fiel hier Mrs. Barlow ein. „Das Ding, mit dem wir uns beschäftigt haben, ist stets nur von kurzer Dauer, es währt nicht länger, als es etwa einem Manne Vergnügen bereitet; wenn man es braucht, zerstört man es; zuweilen ist es leicht, wie die Liebe eines Mannes, zuweilen schwer, wie die einer Frau. Nun raten Sie."

„Mag ich es gern leiden?" fragte Mrs. Smith.

Eine momentane Pause folgte der Frage, die alle in einige Verlegenheit zu bringen schien. Endlich sagte Jenny unsicher: „Ich fürchte, Sie mögen es nicht; der Oberst hat es aber sicherlich gern."

Hay brach in Lachen aus und winkte dem Major mit den Augen. Beide entfernten sich und begaben sich zu dem Küchenfeuer, um einen Augenblick später mit brennenden Cigaretten im Munde wieder zu erscheinen.

Jenny beobachtete den Eindruck auf den Oberst und sah sich in ihren Erwartungen nicht getäuscht. In fast wilder Aufregung sprang er empor und stürzte auf die Raucher zu, als wollte er einem von ihnen den Glimmstengel aus dem Munde reißen. Der Major lachte fröhlich wie ein Schulknabe und legte ein Bündelchen Cigaretten in die Hand des alten Freundes.

„Da haben Sie — und Sie sollen, wenn Sie wünschen, bald mehr davon bekommen!" rief er vergnügt.

„Wo ums Himmels willen haben Sie die Cigaretten her?" fragte der Oberst aufgeregt. „Schnell, schnell — geben Sie mir Feuer! Die Dinger sind ja so frisch und gut, als wären sie nur eben gemacht! O, Mrs. Scott, das ist Ihr Werk! Aber es schmeckt doch ganz wie echter Tabak!"

„Ist auch gar nicht weit davon, Herr Oberst,“ entgegnete Hay. „Habe manchmal in England 'nen Penny für 'ne schlechtere bezahlt. Und 's ist schon was, zu wissen, daß wir jetzt jahraus, jahrein an Tabak keinen Mangel mehr leiden werden, da er uns zuwächst.“

Der Oberst rauchte vergnügt und stieß dicke Rauchwolken aus, während er Jenny, die ihn lächelnd beobachtete, liebevoll anblickte.

„Ich entdeckte das Kraut auf folgende Weise,“ begann die junge Frau, von ihm aufgefordert, endlich ihre Erzählung. „Auf einer meiner Kletterpartieen über die hohen Klippen der Citadelle fand ich da, wo die Sonne am heißesten anprallt, Blätter, die ich bis dahin noch nicht gesehen hatte. Es schien mir, als würden sie sich gut zu Tellern eignen, brachte einige mit herunter und warf eines von ihnen, ohne mir etwas dabei zu denken, beim Vorübergehen ins Küchenfeuer. Der Geruch, den es verbreitete, fiel mir sogleich auf. Ich rief Hay herbei; er sog den Duft ein und sein Gesicht verklärte sich. Nun holten wir den Major, und nachdem er ein angesengtes Blatt von allen Seiten berochen hatte, biß er hinein, ich glaube sogar, er aß in seiner Herzensfreude ein Stückchen davon. Dann rollten die beiden einige der trockenen Blätter zusammen und fingen an zu rauchen, worauf beschlossen wurde, eine Partie solcher Cigaretten anzufertigen und Sie damit zu überraschen. Haben sie Ihren Beifall?“

Der Oberst lachte über das ganze Gesicht. „Ich bin lange nicht so vergnügt gewesen!“ rief er. „Das ist ein Fund! Und wenn die Blätter erst ganz trocken sind, werden sie noch viel besser schmecken.“

„Das sagt Hay auch. Außerdem können wir die dürren Blätter pulverisieren, und da wir Frauen nicht rauchen dürfen, können wir sie ja schnupfen, nicht wahr, Mrs. Smith?“

Mrs. Smith machte ein entsetztes Gesicht. „Nicht in meiner Gegenwart!“ rief sie. „Du lieber Gott, was für ein schwaches Geschlecht sind doch die Männer!“

Die Sonne neigte sich bereits dem Untergange zu, als sich die kleine Gesellschaft von dem ungewöhnlich tiefen Stand der Ebbe bestimmen ließ, noch einen Spaziergang auf dem schmalen, ebenen Sandstreifen zu machen, der sich, vom Wasser festgeschlagen wie eine Tenne, zwischen den Klippen hinzog.

So oft sie nach dem Strande hinunter kletterten, war

es stets Mrs. Barlows erstes, sich nach dem Grabe ihres Kindes zu begeben, und so geschah es denn auch heute, daß sie die Begräbnisstätte besuchten, ehe sie weiter nach der See hinabstiegen. Mrs. Barlow trug eine ganze Last Blumen; denn, wie sie allmonatlich zwei- oder dreimal behauptete, war heute der Geburtstag des Knaben, und niemand störte sie darin, diesen Geburtstag so oft zu feiern, als sie wollte. Sie kniete neben dem Hügel nieder, der den aus bunten Muscheln gebildeten Namen des darunter ruhenden kleinen Schläfers trug, und legte die duftenden Blumen am Kopfende nieder, während sie — die Eigenschaften des Kleinen und seines Vaters verwechselnd — unaufhaltsam und in einer Weise von dem Kinde redete, die an der Geistesverwirrung der Mutter keinen Zweifel ließ.

„Er sprach fünf Sprachen geläufig, Englisch, Hindostanisch, Spanisch, Französisch und Deutsch, und sang wundervoll!“ rief sie, indem sie den Blumenschmuck immer von neuem ordnete. „Nicht wahr, liebe Jenny, Sie wissen, wie herrlich er sang?“

Die Angeredete drückte den Arm ihrer Nachbarin, Mrs. Smith, die geneigt schien, gegen ein solches Wunderkind Einspruch zu erheben.

„Er konnte schon schreiben, als er erst zehn Monate alt war,“ fuhr die unglückliche Mutter fort. „Und er hat nie eine Karte angerührt und niemals zu viel getrunken, außer ein einziges Mal, wo die Offiziere ein großes Gastmahl gaben. Und Sie wissen doch noch, was für süße, dicke Aermchen er hatte, nicht wahr, Jenny?“

So plauderte sie weiter, und da es sehr schwer schien, die Unglückliche von der Stätte fortzubringen, wollte ein Teil der Gesellschaft schon ohne sie weiter gehen, als Jenny den Einfall hatte, ihr zu sagen, daß sie da unten zwischen den selten zugänglichen Klippen wahrscheinlich sehr schöne Muscheln finden würde, die sie zur Ausschmückung des Grabes verwenden könne. Der Gedanke gefiel der armen Frau, und so schloß sie sich den übrigen an.

Der Strand zeigte eine Menge Pfützen und Wassertümpel, in denen seltsame Seetiere schwammen. Manche sahen aus wie prachtvolle Blumen, andre wie mit Diamanten besetzte Schmuckgegenstände, und noch andre waren von so widerwärtiger Gestalt, wie Jules Verne sie beschreibt. Das Meer war soweit zurückgetreten, daß die Gesellschaft weiter

zwischen den Klippen hinauszugehen vermochte, als sie je zuvor gekommen war, und Felsengruppen und Riffe sichtbar vor ihnen lagen, von denen sie bis dahin keine Ahnung gehabt hatten. Der vorausgegangene Sturm mußte, wie Hay sagte, furchtbar gewesen sein, um einen so tiefen Wasserstand folgen zu lassen.

Die Damen hielten sich bei den Muscheln und Seegewächsen auf, während die Männer jenen äußeren, noch nie gesehenen Riffen zustrebten; plötzlich aber rief ein lauter Schrei der Ueberraschung, den der Major ausstieß, die Nachzügler herbei. Jenny warf sich, um die Entfernung abzukürzen, schnell entschlossen in einen tiefen Tümpel und schwamm gerade mitten durch, indes die übrigen am Rande entlang gingen, wo sie nur etwa knietief im Wasser zu waten hatten, und so im Bogen nach dem Standorte des Majors zu gelangen suchten. Es war bezeichnend, daß keiner der Unglücksgefährten die geringste Scheu mehr vor einer solchen Wasserpartie hatte. Sie waren alle halbe Amphibien geworden, und dieselben Leute, die früher bei dem Gedanken an ein kaltes Bad geschaudert und nichts mehr gescheut hatten, als feuchte Füße, wateten jetzt, unbekümmert, ob ihre Kleider naß wurden oder nicht, durch jede Lache, die in ihrem Wege lag. Die warme Luft trocknete alles schnell wieder.

Jenny, die zuerst an Ort und Stelle war und mit ihrem lang herabhängenden, bis in die Taille reichenden Haar wie eine echte Nymphe aussah, fand die drei Männer vor einem zerklüfteten Felsen stehen und erblickte, zwischen die Steine fest eingeklemmt, eine große überseeische Warenkiste.

„Einen Schatz entdeckt!“ rief der Major den Ankömmlingen entgegen.

Mit aufgeregten, neugierigen Gesichtern eilten alle herbei.

„Ein neuer Schiffbruch!“ sagte Mrs. Mole traurig.

„Lassen Sie uns den Fund so schnell als möglich ans Land bringen!“ rief Mrs. Smith.

„Nein, nein,“ fiel Hay ein. „Die Kiste liegt sicher genug. Wir wollen lieber nachsehen, ob nicht noch andre Sachen lose in der Nähe umherliegen. Wir werden zwar morgen wieder sehr niedrige Ebbe haben, aber leichtere Dinge möchte die Flut doch mitnehmen.“

So machten sie sich denn, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, daran, die Klippen weiter zu durchsuchen. Sie

fürchteten, auf ertrunkene Menschen zu stoßen, und hofften, nützliche Dinge zu finden, und in letzterer Beziehung sollten sie nicht getäuscht werden. Erst rief einer der Suchenden, dann ein zweiter helfende Hände herbei. Noch zwei halb im Sand vergrabene, von Seetang bedeckte Kisten wurden gefunden; aber die vereinigten Kräfte aller reichten kaum hin, um diese Schätze die lange Strecke über Klippen, Tümpel und Sand nach einer Stelle hinaufzubringen, wo sie in vollständiger Sicherheit waren. Alle strengten sich aufs äußerste an, denn schon kehrte die Flut zurück, und die Nacht brach herein; aber niemand dachte daran, die Beute im Stiche zu lassen; denn jeder wußte, was von dem Besitz abhing. Bald die Kisten ziehend, bald sie vor sich her wälzend, bewegten sie die Last vorwärts, hatten aber auch endlich die Genugthuung, die Beute auf trockenem Grunde vor der Flut geborgen zu sehen, die sie fast überholt hätte. Die Hände der Frauen waren geschunden und blutig, und Mrs. Barlow zeigte sich in bedenklicher Weise aufgeregt. Sie lachte und sang, obgleich ihre Züge große Abspannung verrieten, und als die andern längst in tiefem Schlummer lagen, saß Jenny noch immer bei ihr, um sie zu beruhigen.

Am nächsten Morgen waren alle zu müde, um die dritte Kiste zu holen, und da Hay versicherte, sie liege so fest zwischen den Klippen eingeklemmt, daß das Wasser sie nicht mit fortnehmen könne, so verschob man die Bergung auf trockenen Grund bis zur nächsten Ebbe. Inzwischen bereitete die Untersuchung der beiden geretteten Kisten allen Schicksalsgefährten große Freude. Sie waren für ein Handelshaus in Bombay bestimmt gewesen, und der Inhalt bestand aus fertigen wollenen Kleidungsstücken. Dies war gerade das, was die Verschlagenen am notwendigsten brauchten. Freilich waren es nur Männerkleider; aber nach den ersten Ausrufen der Enttäuschung beruhigten sich auch die Frauen. Viele der Sachen waren mit der Aufschrift bezeichnet: „für schlanke Herren“ und erwiesen sich in der Größe für das zartere Geschlecht recht gut geeignet. Mrs. Smith erklärte mit aller Entschiedenheit, es sei noch immer besser, im Bloomerkostüm, als wie eine Wilde in Felle gekleidet einherzugehen. So teilte man ihr denn den farbenprächtigsten der vorhandenen Schlafröcke zu und begrüßte ihr Wiedererscheinen, als sie dies Kleidungsstück angelegt hatte, mit lebhaftem Beifall. Der Schlafrock war eigentlich zu kurz für sie; aber

nackte Waden hatten hier schon längst aufgehört, anstößig oder wunderlich zu erscheinen, und hätte Mrs. Smith einen graumelierten Bart besessen, jedermann hätte sie in diesem Kostüm, das durch eine Gürtelschnur mit großen Quasten vervollständigt wurde, für einen höchst achtbaren, wohlbeleibten, kahlköpfigen alten Herrn gehalten, der eben im Begriff stand, sich in sein Badezimmer zu begeben.

Mrs. Barlow schrie bei diesem Anblicke vor Lachen zwar laut auf; aber Jenny lenkte ihre Aufmerksamkeit ab. Sie nahm sie mit sich in die Hütte, um dort einen der Morgenanzüge „für schlanke Herren" anzuprobieren, und — so groß ist die Macht der Verhältnisse — weit entfernt, sich darin häßlich oder lächerlich zu finden, erschienen ihnen die aus cremefarbigem, weichem Wollstoff gefertigten Kleider, die sich so behaglich an den Körper anschmiegten, im Gegenteil sehr kleidsam und hübsch.

„Viel hübscher als ein Kleiderrock!" rief Jenny, die sich bei ihrer jugendlich schlanken Figur in diesem Kostüm besonders vorteilhaft ausnahm, während sie sich mit leichtem, elastischem Schritt Mrs. Smith näherte.

Die alte Dame betrachtete die junge Frau mit kritischem Blicke.

„Ein bißchen theatralisch, aber nicht häßlich!" sagte sie dann. „Wenn noch ein solcher Anzug, der weit und lang genug für mich ist, vorhanden sein sollte, werde ich mir ihn aneignen."

Die Männer fühlten sich in ihren neuen, dauerhaften Kleidern und bequemen Schlafröcken so stolz und wohl, als ob der erste Schneider Londons sie kostümiert hätte, und das Bedauern, keinen Spiegel zu haben, war allgemein.

Auf dem Boden der einen Kiste fand man außerdem einige Eisenwaren: eine große eiserne Kasserole, sowie zwei kleinere emaillierte Pastetenformen; und so gab es denn an diesem Tage nach langer Entbehrung wieder einmal eine gekochte Speise, ein wundervolles Kaninchenragout. Wohl niemals hatte dies Gericht, das sie aus Kokosnußschalen aßen, einem von der Gesellschaft besser geschmeckt. Die beiden Pastetennäpfe hatte man den beiden Respektspersonen des Kreises hingestellt, die, mit diesen Suppentellern vor sich, ihre Würde und Wichtigkeit nur um so lebhafter empfanden. Die Hoffnung, noch mehr so nützliche Dinge am Strande aufzufischen, stimmte alle heiter. Der Oberst wies seine

Kollegin leise darauf hin, wie unbegründet doch ihre beiderseitige, feige Verzweiflung gewesen sei, und dankte nach Tische der Vorsehung mit lauter Stimme für die unverdiente Gnade.

Sobald die Ebbe wieder eintrat, vertauschten alle ihre neuen Gewänder vorsichtig mit den alten Lumpen und begaben sich kletternd, watend und schwimmend hinaus nach dem äußersten Rande der Klippen, wo sie, wie Hay vorausgesagt hatte, die gestern hier verlassene Kiste noch immer zwischen den Steinen eingeklemmt fanden. Nicht ohne Mühe wurde der Kasten freigemacht.

„Weiberputz, darauf will ich wetten," sagte Hay, indem er ihn auf die Schulter nahm. „Häubchen und Krägelchen und dergleichen; denn der Kasten ist federleicht. Unnützes Zeug, nicht die Mühe des Bergens wert."

„Wahrscheinlich die Sendung einer Schneiderin oder Putzmacherin. Neueste Modeartikel. Aber wenn uns auch der Inhalt nicht von Nutzen ist, die wasserdichte und insektensichere Kiste wird uns immerhin zu statten kommen; besonders während der Regenzeit. Ich kenne diese Art Kasten," sagte der Major.

Als die Männer die Beute ans Land geschafft hatten, schlug irgend jemand vor, den Koffer gleich hier zu öffnen, um den Inhalt leichter nach dem Wohnplatze hinauftransportieren zu können. Da er aber allem Anscheine nach ausschließlich aus Damengarderobe bestand, stimmte Mrs. Smith dagegen; und so wurde er denn auch uneröffnet nach der Hütte gebracht.

Aber dies hatte so vieler Mühe und Zeit bedurft, und alle waren so müde und hungrig, daß man die Besichtigung des Inhaltes bis auf den nächsten Tag verschob. Jetzt mußten vor allem einige Kaninchen gefangen und zum Kochen hergerichtet werden, und als das späte Mahl eingenommen war, hatte niemand mehr Lust zu etwas andrem, als sich draußen an den grünen Grashängen zu lagern und auf die vom Mond beschienene Insel und die wie Silber flimmernde See hinauszublicken.

Die Männer rauchten, und Jenny sang einige Lieder, die mit dem sanften Abend und der friedlichen Stimmung der Scene im Einklang standen. Aber endlich machte sich das Bedürfnis nach Schlaf geltend, und die älteren Leute begaben sich, einer nach dem andern, hinein in die Hütte.

Nur Mrs. Barlow weigerte sich, aufzustehen und ihrem Beispiele zu folgen.

„Sie werden mit mir hier bleiben, Jenny, nicht wahr?“ bat sie, als auch die Freundin anfing, sich über Müdigkeit zu beklagen. „Bitte, bleiben Sie bei mir!“

Und Jenny gab nach. Auch Mrs. Smith beschloß, draußen zu bleiben. Sie meinte, wenn sie so müde sei, wie heute, schliefe sie überall. Der Oberst lächelte schlau, als er dem Trio gute Nacht sagte.

Mrs. Smith plauderte noch eine kleine Weile, unterlag aber endlich der Müdigkeit, und als sie, wie gewöhnlich, anfing, laut zu schnarchen, wurde Mrs. Barlow ungeduldig. „Ich kann das nicht aushalten,“ rief sie. „Lassen Sie uns einen andern Platz suchen, Jenny, oder besser, lassen Sie uns hinab nach dem Strande gehen.“

Jenny konnte nicht anders, als diesen Wunsch erfüllen, und bald befanden sie sich in der Echobucht, wo Mrs. Barlow trotz Jennys Widerspruch sofort anfing, zu rufen. „Die andern können uns ja nicht hören,“ sagte sie. „Aber wenn sie uns auch hörten, was wäre dabei? Habe ich nicht das Recht, meine Stimme zu brauchen, wie ich will, und mich mit meinen Lieben zu unterhalten, wann ich will? — Baby!“ rief sie dann laut hinaus, und das Echo gab das Wort klar und verständlich zurück.

„Sehen Sie,“ fuhr die arme Mutter, mit einem bedeutungsvollen Kopfnicken Jennys Arm umfassend, fort. „Ich dachte es wohl. Klang die Stimme nicht genau wie die meines Mannes? Wenn ich rufe, ruft er gleich auch. Er war immer eifersüchtig — aber wir wollen einmal sehen, wer das letzte Wort behält.“

Und abermals erhob sie die Stimme und rief mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Zärtlichkeit hinaus: „Baby, komm zu deiner lieben Mammy!“

„Mammy!“ gab das Echo wieder.

„Hören Sie, Jenny!“ sagte sie mit glückstrahlendem Gesicht. „Es ist seine süße Stimme. Ja, ich bin hier, mein einziger Liebling, ich bin hier! Schnell, schnell, komm zu deiner Mammy!“

Mit erwartungsvoll glänzenden Augen stand sie bereit, dem Knaben entgegenzustürzen, sobald er erscheinen würde; aber kein Fußtritt ließ sich hören, kein menschlicher Laut unterbrach die Stille der Nacht, und nach und nach erlosch

der Freudenschimmer auf dem Gesicht der jungen Frau. „Baby, Baby!“ rief sie von neuem; aber als diesmal das Echo den Ruf zurückgab, erkannte sie ihre eigene Stimme.

„Wie seltsam!“ rief sie. „Aber ich will Ihnen sagen, wie das zugeht. Dick ist mir zuvorgekommen, er hat den Knaben zu sich gerufen — er hatte das Kind ja fast ebenso lieb, wie ich. Armer Dick! Aber warum kommt auch er nicht zu mir? Er ist mir wohl böse — und ich liebte ihn doch so sehr!“ Dabei sank sie auf die Erde nieder und weinte bitterlich. „Natürlich ist er mir böse,“ schluchzte sie in herzzerreißendem Jammer. „Ich habe ja den Knaben losgelassen, um mich und mein elendes Leben zu retten! Ich bin seine Mörderin!“

So trieb sie es Stunde um Stunde, bis der Morgen heraufdämmerte. Dann erst gelang es Jenny, die Unglückliche zur Rückkehr nach der Hütte zu bewegen, und dort fiel sie sogleich in tiefen Schlaf, während Jenny durch ihre aufgeregten Nerven und vor Müdigkeit schmerzenden Glieder noch lange wachgehalten wurde. Als die andern sich erhoben, schlief sie noch fest, und man störte sie nicht.

„Armes, liebes Kind,“ sagte Mrs. Mole, einen Augenblick vor ihrem Lager stehen bleibend. „Schön wie ein Engel und fast ebenso gut. Gewiß wird uns der liebe Gott schon um ihretwillen bald ein Schiff schicken.“

Das Oeffnen des Koffers war der erste Gedanke eines jeden.

„Aber wir wollen es doch lassen, bis Mrs. Scott hier ist,“ äußerte jemand.

„O, sie wird erwacht sein, ehe wir auf dem Boden des Kastens sind,“ entgegnete Mrs. Smith. „Ich sehe nicht ein, warum wir alle um der Einen willen warten sollen.“

So trugen denn der Major und Hay den Kasten herbei. Sie brachen das Schloß auf und aller Augen erwarteten mit Spannung das Aufheben des Deckels.

Die drei Männer teilten anfänglich die Neugier der Frauen; nachdem sie sich indessen überzeugt, daß Hay mit seiner Vermutung, der Kasten werde weibliche Toilettenartikel enthalten, recht hatte, zogen sie sich diskret zurück, um ihr Morgenbad zu nehmen und die Damen ihrer Freude ungestört zu überlassen.

Diese waren keinen Augenblick in Zweifel, was sie da vor sich hatten. Es war die Ausstattung einer Braut, oder

wenigstens ein Teil davon, und der ganze Inhalt war unbeschädigt und lag frisch und in so zierlichen Falten und Fältchen vor ihnen, als komme er eben aus den Händen der Arbeiterinnen. Was für ein seltenes und großes Vergnügen für die armen Frauen, diese Wunder von Nadelarbeit auszupacken, zu entfalten und Schnitt und Muster mit prüfendem Auge zu betrachten.

Kein Tropfen Wasser war in die Kiste eingedrungen, nichts verdorben oder auch nur verdrückt. Jedes Ding lag fest und gut auf seinem ursprünglichen Platze, und ganz zu unterst, in einer besondern Pappschachtel, das Brautkleid: eine wundervolle Zusammenstellung von glänzendem Atlas und cremefarbigen Spitzen und Bändern. Dabei lag ein Schleier von wertvollen alten Spitzen, lose Zweige von künstlichen Orangenblüten, Taschentücher, Handschuhe, Schuhe, genug, die ganze Brauttoilette fix und fertig zum Anziehen. Aber wo war die Braut?

In diesem Augenblick kam Jenny herbei. Die schreckliche Nacht war bereits verwunden, ihre Kraft und Jugend hatte die Ermüdung und Erschütterung besiegt, und sie erfreute sich an den schönen Dingen und nahm ein so lebhaftes Interesse an allem, als ob die Erlebnisse der vergangenen Nacht ein Traum gewesen wären.

Mrs. Barlows Kopf schien diesen Morgen ziemlich klar. „Jenny, kommen Sie schnell und sehen Sie!“ rief sie der Freundin entgegen. „Diese reizenden Sachen, ein ganzer Brautanzug! Wir wollen ihn, eine nach der andern, anpropieren. Sehen Sie nur dies mit Orangeblüten verzierte Leibchen! Mein Brautkleid war nicht halb so hübsch. War das Ihrige so schön wie dies?“

Dann trat ein Augenblick des Schweigens ein. Man hatte an der Taille einen mit Nadeln angesteckten Brief entdeckt. Es war seit drei langen Jahren die erste Kunde von der Außenwelt. Ehe man ihn berührte, beugten sich alle begierig darüber, um die Adresse zu lesen. Sie lautete: „An meine teure Emmy.“ Mrs. Barlow streckte die Hand aus, um sich des Schriftstückes zu bemächtigen.

„Warten Sie!“ rief Jenny, ihre Hand fassend. „Glauben Sie, daß wir berechtigt sind, den Brief zu lesen?“

„Was soll denn das schaden?“ rief Mrs. Smith. „Die Adressatin wird ihn doch jedenfalls nie lesen.“

„Ja, warum sollten wir nicht?“ sagte Mrs. Barlow,

ihre Hand frei machend und nach dem Briefe greifend. „Mißbrauch kann ja keine von uns damit treiben, und so sehe ich nicht den mindesten Grund zu Bedenklichkeiten."

„Und man wird doch endlich einmal wieder etwas von draußen hören," stimmte Mrs. Smith bei. „Lesen Sie den Brief vor, Mrs. Barlow, dann haben wir alle etwas davon."

Was war denn in der That der ganze Kasten voll Putzartikel im Vergleich zu dem Briefe, dessen Schreiber und dessen Adressatin niemand kannte, dieser sichtbaren, vernehmbaren Botschaft, aus der den Schicksalsgenossen weit entrückten, unerreichbaren Außenwelt, nach der die Sehnsucht sie verzehrte. Jedes Gesicht zuckte und bebte vor Erwartung, als Mrs. Barlow sich niedersetzte und den Briefumschlag öffnete.

„Geliebte Nichte!" begann die Epistel. „Aha," unterbrach sich hier die Leserin, „das Geschenk einer reichen Tante, gewiß einer alten Jungfer. Ich dachte es gleich, denn alles war so besonders ordentlich verpackt."

„Ja, wahrscheinlich eine unverheiratete Tante, deren Nichte, auf einen Mann spekulierend, übers Meer gegangen ist," bemerkte Jenny. „Es muß greulich sein, so auf den Männerfang hinausgeschickt zu werden; meinen Sie nicht, Mrs. Smith?"

Mrs. Smith, die aus diesen Worten eine Stichelei auf sich herauszuhören glaubte, gab ironisch zur Antwort: „Aber Sie gingen doch auch unverheiratet hinüber — nicht wahr?"

„Aber ich ging zu meinem Vater!" rief Jenny, empört über diese Unterstellung.

„Soll ich den Brief vorlesen oder nicht?" fragte Mrs. Barlow in etwas gereiztem Tone; und man bat sie, fortzufahren.

„‚Geliebte Nichte!

„‚Ich wünschte, ich könnte dabei sein, wenn Du diese Kiste auspackst. Es ist mir eine überaus liebe Pflicht gewesen, alle die Sächelchen, die sie enthält, für Dich auszusuchen, und ich hoffe, sie werden Deinen Beifall haben. Nimm sie als ein Zeichen der treuen Liebe Deiner alten Tante freundlich an. Es macht mich unbeschreiblich glücklich, teuerste Emmy, zu wissen, daß Du die Liebe eines so guten und braven Mannes gewonnen hast; denn ich höre nur Gutes von ihm, und es wird mich sehr freuen, hoffentlich in nicht

allzulanger Zeit seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Bitte, sage ihm das. Er hat so vielen Kummer erlebt, denn es muß ja ein furchtbarer Schlag gewesen sein, Frau und Kind gleichzeitig zu verlieren. Dein heiterer Sinn wird ihm das Leben wieder sonniger erscheinen lassen, und er wird in Dir eine treue, mitfühlende Seele finden.'"

„Ein Witwer also," rief Mrs. Smith, die nicht länger schweigen konnte. „Ich möchte nur den Namen wissen. Sollte es vielleicht Oldfield von den Pionieren sein? Er verlor Frau und Kinder beim Uebersetzen über einen angeschwollenen Gebirgsstrom. Aber fahren Sie nur fort, vielleicht erfahren wir doch noch etwas Näheres."

„Ich weiß, wer es ist!" rief Mrs. Barlow, „es ist Dick, mein Mann!"

„Unsinn!" fiel ihr Jenny in die Rede.

„Unterbrechen Sie mich doch nicht immer!" rief Mrs. Barlow gereizt.

„Bitte, lassen wir sie fortfahren," sagte Mrs. Smith beschwichtigend. „Ich bin wirklich neugierig, ob es Oldfield ist."

„‚Der junge Mr. Dandy war gestern hier,'" fuhr Mrs. Barlow fort, „‚er hat uns viel von dem Major erzählt . . .'"

„Oldfield ist's also nicht!" schob Mrs. Smith flüsternd ein.

„‚Er beschreibt ihn als einen schönen Mann und sagte — dies sind seine eignen Worte: Es gibt keinen liebenswürdigern Menschen in ganz Bengalen, als den Major Richard Barlow.'"

Hier verstummte die unglückliche Vorleserin, griff nach ihrer Stirn und sah sich mit leerem Blicke im Kreise um. Jenny eilte zu ihr und versicherte lachend, obwohl mit vor Furcht klopfendem Herzen, diese Namensverwandtschaft mache ihr großen Spaß.

„Ist es nicht drollig, liebste Lydia?" rief sie. „Ein zu komischer Zufall!"

„Unsinn! Natürlich ist's mein Mann," versetzte die junge Frau, der Freundin vergnügt zunickend, als handle es sich um etwas sehr Lustiges.

„Es gibt ja ganze Scharen von Barlows in der Armee," versicherte Jenny. „Haben Sie nicht auch eine ganze Menge Barlows gekannt, Mrs. Smith?"

Mrs. Smiths Lippen waren kreideweiß, als sie antwortete: „Natürlich, eine ganze Menge! Ich kannte einen

Major Barlow, der beim dritten Regiment stand. Ein schöner Mann mit rotem Haar, von dem man wohl sagen konnte, er sei der liebenswürdigste Mensch in ganz Bengalen. Er stand zwar in Madras, aber darauf kommt ja nichts an. Dann kannte ich noch einen Major Barlow, der Ordonnanzoffizier war — und, wie ich mich jetzt erinnere, war seiner Frau und seinen Kindern irgend ein Unglück passiert, und man glaubte schon damals, daß er sich bald wieder verheiraten würde."

„Geben Sie mir den Brief, ich will ihn zu Ende lesen," sagte Jenny, nachdem Mrs. Smith alle ihr bekannten Majors Barlow aufgezählt hatte.

„Nein, ich lese ihn selbst," rief Mrs. Barlow, das Papier fest in der Hand zusammenpressend. „Leugnen Sie nur nicht, Jenny, daß Sie voll Angst und Schrecken sind. Aber wir können ja, wenn es Ihnen Vergnügen macht, vorderhand annehmen, es sei der Ordonnanzoffizier Barlow, von dem hier die Rede ist. Ich weiß das freilich besser; aber was kommt darauf an, wenn ich doch für ewige Zeiten hier bleiben muß."

Sie sagte das lachend und las dann weiter.

„‚Alle Neuigkeiten von hier habe ich Dir per Post mitgeteilt; aber Du solltest, wenn Du das Kleid auspackst, doch einen Gruß von mir finden. Ich freue mich sehr, daß Dein künftiger Mann in seiner alten Garnison bleibt, denn ich höre viel Vorteilhaftes von Moradabat.'"

„Nun!" rief Mrs. Barlow, Jenny zunickend, „hören Sie? Moradabat, seine damalige Station!"

„‚Aber,'" las sie weiter, „‚ich bin etwas in Sorge, daß meine Sendung zu spät eintreffen könnte. Der junge Mr. Dandy sagte mir . . .'"

„Dandy!" fiel hier Mrs. Smith ein. „Das ist doch sicherlich ein Sohn des bekannten alten Dandy, der ein so ausgemachter Narr war. Ich besinne mich, er hatte einen ganzen Haufen ungezogener Kinder."

Mrs. Barlows Gesicht verfinsterte sich. „Sie machen mich wahnsinnig durch Ihre ewigen Unterbrechungen!" rief sie ärgerlich. „Lassen Sie mich den Brief doch auslesen; er ist bald zu Ende."

„‚Der junge Mr. Dandy sagte mir, der Major sei sehr ungeduldig, und vielleicht wartet er das Eintreffen des Brautkleides gar nicht ab. Aber das würde auch kein großer

Schaden sein; kannst Du es nicht an Deinem größten Ehrentage tragen, so paßt es für andre feierliche Gelegenheiten. Und nun, mein teures Kind, behüte Dich Gott und segne Deine Wahl!

In Liebe

Deine alte Tante Emmy.'"

Niemand sprach nach Beendigung des Briefes ein Wort. Mrs. Barlow überlas ihn noch einmal, zweimal für sich allein, als ob sie ihn auswendig lernen wollte; dann drückte sie ihn plötzlich mit einem wilden Auflachen in der Hand zusammen und warf ihn weit von sich, indem sie rief: „Das Brautkleid ist in die richtigen Hände gekommen. Ich fordere es als mein Eigentum. Und nun will ich gehen und Major Richard Barlow meine Meinung sagen!"

Und mit der Schnelligkeit des Gedankens ergriff sie das prächtige Kleid und sprang damit den Klippen des Strandes zu. Aber die Erregung war zu gewaltig für den geschwächten Körper, und gerade als die Männer von ihrem Morgenbade zurückkehrten, stürzte sie in einem epileptischen Anfalle zu ihren Füßen nieder.

Mrs. Smith und Mrs. Mole waren im Moment bei ihr, während Jenny sich beim Anblicke des verzerrten Gesichtes und des zuckenden Körpers voll Entsetzen abwandte und davoneilte. Erst als sie außer Gesichts- und Hörweite war, setzte sie sich nieder und brach in einen Strom von Thränen aus.

Sie blickte erst wieder auf, als sich eine Hand auf ihre Schulter legte. Es war Oberst Shepherd, der sich voll väterlicher Besorgnis über sie beugte.

„Fassen Sie sich, Mrs. Scott," sagte er sanft. „Was soll aus uns werden, wenn Sie den Mut verlieren? Die arme, junge Frau wird sich bald erholt haben, sie ist schon ganz ruhig. Man hat sie in die Hütte gebracht. Und nun erzählen Sie mir, was eigentlich geschehen ist."

Aber noch ehe Jenny begonnen, trat der Major zu den beiden. Er hatte den fortgeschleuderten Brief aufgehoben und las ihn nun dem Oberst vor. Beide Männer fanden das Ereignis so schlimm wie möglich, und beide meinten, es würde für Barlow geradezu ein Unglück sein, wenn seine Frau nach England zurückkehrte. Die Hoffnung auf ein Mißverständnis fanden auch sie ausgeschlossen.

„Es bleibt uns bei alledem nichts andres übrig, als dem Unabwendbaren mutig ins Auge zu blicken," setzte der Oberst hinzu. „Wir dürfen die Unglückliche womöglich nicht mehr aus den Augen lassen; sie wird alle unsre Geduld und Sorgfalt nötig haben."

Jenny schauderte. „Eine Geistesstörung ist etwas so Furchtbares. Und wenn sie in Tobsucht und Raserei verfällt, wie sollen wir sie dann bändigen und hüten?" fragte sie mit Thränen in den Augen.

Major Mortimer sah den Oberst bedeutungsvoll an, als er die Frage beantwortete: „Wahrscheinlich wird es zu diesem Aeußersten niemals kommen," sagte er beruhigend. „Sie brauchen sich nicht zu fürchten, denn sie hat Sie sehr lieb."

Durch diesen Zuspruch ermutigt, kehrte Jenny zu den andern zurück, und die beiden Männer tauschten nun ihre wirkliche Meinung über Mrs. Barlows Zustand aus. Sie kamen überein, daß einer von ihnen immer in der Nähe der Unglücklichen bleiben und sie sorgfältig überwachen müsse.

„Wir müssen nur Mrs. Scott zu schonen und zu beruhigen suchen," sagte der Major. „Ihre Nerven sind bereits sehr erregt, und bedenken Sie nur, wie schlimm es wäre, wenn sie krank würde."

„Das verhüte Gott!" rief der Oberst. „Ohne ihre Heiterkeit und Liebenswürdigkeit hätte ich diese furchtbare Prüfung nicht überstanden; aber ich würde ihr doch lieber morgen mit eignen Händen ein Grab graben und sie hineinlegen, ehe ich ihr wünschte, daß sie uns hier alle überlebte."

Er erhob sich mit steifen Gliedern. Die Jahre, die Mrs. Scott zur vollen Blüte, Kraft und Schönheit entwickelt, hatten ihn merklich älter gemacht. Zum erstenmal fiel dem Major der Unterschied zwischen dem jetzt gebrochenen Manne und dem ehemaligen strammen Soldaten auf, als welchen er den Oberst kennen gelernt hatte, und die Bemerkung erfüllte ihn mit Sorge.

„Ist dies etwa der Anfang vom Ende," fragte er sich, indem er ebenfalls aufstand und mit dem Oberst der Hütte zuschritt. Wurden gleich an zwei Mitgliedern der kleinen Gesellschaft die Anzeichen körperlichen und geistigen Verfalls sichtbar?

Der Major hatte seine ganze Geduld und Willensstärke nötig, den verzweifelnden Mann bei gutem Mute zu erhalten. Die Unglücksgefährten hatten bereits schlimme Tage hinter sich, aber es schien, als sollten noch schlimmere kommen.

Dreizehntes Kapitel.

Als Jenny die Hütte betrat, fand sie zu ihrem Erstaunen die Freundin ruhig und bei völlig klarem Bewußtsein. Sie lächelte ihr zu, als sie sich zu ihr niederbeugte und sie küßte.

„Ich bin wieder ganz vernünftig, liebe Jenny," sagte sie. „Dieser entsetzliche Brief hatte mich so aufgeregt. Sie haben das Kleid fortgebracht und es irgendwo versteckt, wo es mir nicht mehr vor die Augen kommt. Damit ist, glaube ich, alles abgemacht; denn, wie Mrs. Mole meint, kann jene doch nicht heiraten, wenn sie kein Brautkleid hat. Die gute Mole hält mich, wie es scheint, für verrückt."

„Versuchen Sie, sich die Sache aus dem Sinne zu schlagen," sagte Jenny, indem sie sich zu Lydia Barlow setzte und ihre Hand streichelte. „Es hat allerdings den Anschein, als ob in dem Briefe von Ihrem Mann die Rede wäre, aber wir haben doch keine Gewißheit darüber. So ist es zum Beispiel sehr unwahrscheinlich, daß er in Moradabat stationiert geblieben sein sollte. Sie wissen, daß er seine Versetzung schon erwartete, als wir abreisten."

„Ja, aber liegt hier nicht mehr als ein zufälliges Zusammentreffen vor?" versetzte die junge Frau, anscheinend ruhig. „Ist es nicht wunderbar, ja fast unheimlich, daß der Koffer gerade hier anschwimmen mußte? Wenn Sie Dick vor mir wiedersehen sollten, so erzählen Sie ihm das alles."

„Er wird ebenso viel oder mehr Schmerz darüber empfinden, als wir."

„Der arme, arme Dick!" rief Lydia in weicherem, zärtlicherem Tone. „Ja, wir sind sehr glücklich miteinander gewesen. Ich weiß nicht, welcher böse Geist mich verlockte, ihn zu verlassen. Aber doch — ich weiß es. Es war Stolz, sündlicher Stolz. Ich wollte meinen Knaben zu Hause zeigen und mit ihm vor meinen jüngern Schwestern groß thun.

Wissen Sie noch, wie Dick uns einmal Enoch Arden vorgelesen hat?“

„Ja; wir kamen alle überein, daß Enoch Unrecht that, sich zu verbergen. Erinnern Sie sich des Gesprächs?“

„Gewiß. Dick sagte, es sei eine krankhafte Idee. Recht sei nun einmal Recht, und Unrecht Unrecht. Enoch habe nicht das Recht gehabt, Schicksal zu spielen und damit über sich und sein Weib Leid und Unglück heraufzubeschwören. Er hätte sich ruhig zeigen und Gott das Weitere überlassen sollen.“

Die junge Frau fing an zu weinen, als sie sich dieses Gespräch ins Gedächtnis zurückrief, und die Thränen thaten ihr gut.

„Wenn wir heimkommen, werden wir so handeln, nicht wahr?“ sagte Jenny.

„Aber wenn er sie nun sehr, sehr lieb hat?“

„Recht ist Recht,“ wiederholte Jenny. „Wir stehen alle in Gottes Hand, und er hat noch immer einen Weg, wo wir keinen mehr sehen!“

„Jenny, Sie sind ein Engel! Was sollte ich ohne Sie anfangen!“ rief die unglückliche Frau, indem sie der Freundin stürmisch um den Hals fiel.

Gegen Abend wurde es kalt, und die Schicksalsgefährten saßen, nachdem die Arbeiten, die der Tag brachte, vollendet waren, um ein hell loderndes Feuer — Mrs. Barlow, wie gewöhnlich, mitten unter ihnen. Ihr Kopf schien klarer, als in der letzten Zeit, sie erhob Einspruch dagegen, sich als Kranke behandeln zu lassen, und erklärte, der Ohnmachtsanfall, wie sie es nannte, habe ihr eher gut gethan. Alle bemühten sich, sie zu zerstreuen und sie von der Erinnerung an die Vorgänge des Tages abzulenken.

Auf allgemeinen Wunsch erzählte der Oberst eine Geschichte, wie er, eben als junger Offizier nach Indien gekommen, auf einem nächtlichen Ritte in der Nähe von Jubbulpore eine junge Tigerkatze gesehen und gefangen hatte, die sich jetzt als eines der schönsten Exemplare ihrer Gattung im Zoologischen Garten zu London befand. Dann wurde Mrs. Smith aufgefordert, etwas aus ihrem Leben zum besten zu geben.

„Heute nicht,“ sagte sie ablehnend. „Heute möchte ich nur zuhören. Erzählen Sie etwas, Mrs. Mole. Womöglich etwas recht Romanhaftes.“

„Etwas Englisches,“ rief Jenny, welche diese Bedingung

für das einzige Mittel hielt, eine Geschichte zu hören, deren Held nicht der selige Sergeant war.

„Aber etwas aus Ihrem eignen Leben," fügte der Major galant hinzu.

Mrs. Mole bemerkte mit ihrer gewöhnlichen Bescheidenheit, sie wisse nichts, was die Damen und Herren interessieren könne, räusperte sich indessen bereits und sagte endlich, es falle ihr nur eine Geschichte ein, die sie erlebt habe, während sie — vor der Bekanntschaft mit Sergeant Mole — Kammermädchen bei Miß Durand gewesen, einer sehr reichen und schönen Dame, die schon vor Mrs. Moles Zeit wenigstens ein Dutzend Bewerber abgewiesen hatte.

„Wie alt war sie denn, als Sie in ihren Dienst traten?" fragte Hay.

„Sie muß schon nahe an die Dreißig gewesen sein, aber sie war noch immer sehr schön, und man sagte mir, daß, wenn sie auf einem Balle erschien, die jüngsten und schönsten Damen um ihretwillen von den Herren vernachlässigt würden. Dabei war sie sehr stolz, denn man hatte sie in großer Wertschätzung ihrer selbst und ihres Reichtums erzogen. Schon dreimal war sie, ehe ich zu ihr kam, verlobt gewesen; aber immer hatte sie an irgend was Anstoß genommen und das Verlöbnis wieder gelöst, ohne daß man ihr dies groß zum Vorwurf gemacht hätte. Einem armen Mädchen wollte ich so etwas freilich nicht geraten haben. Ihre alte Mutter sagte ihr oft, sie würde schließlich eine einsame alte Jungfer bleiben und dann bereuen, nicht zur rechten Zeit zugegriffen zu haben — aber sie nahm keine Lehre an, sondern warf nur den Kopf zurück und ließ die Mutter reden."

Der Major nickte dem Oberst zu.

„Das wird ein vollständiger Roman, meinen Sie nicht?" sagte er.

Hay lachte ironisch.

„Ich wünschte, ich wäre mal solcher vornehmen Madam begegnet," bemerkte er.

„Sie war eine vornehme Dame von Geburt und Erziehung — wie solltet Ihr wohl einer solchen begegnen, Mr. Hay?" versetzte Mrs. Mole von oben herab. „Aber mit der gütigen Erlaubnis der Herrschaften will ich meine Geschichte weiter erzählen. Miß Durand lernte nämlich auf dem Lande bei einer befreundeten Familie einen Mr. Dauntry kennen, der eine prächtige Besitzung in der Nachbarschaft hatte. Er

war ein sehr schöner Mann, kühner Reiter und gewiegter Sportsman, der mit dem Gelde sehr freigiebig umging und von seiner Zunge den ungezwungensten Gebrauch machte. Die Damen des Hauses hatten von ihm zu Miß Durand gesprochen, ihn sehr gelobt und lachend gesagt, er würde eine passende Partie für sie sein. Sie hatte darauf eine hochmütige Antwort gegeben und sich, wie mir der Tafeldecker erzählte, auch auf das Hochmütigste gegen den Herrn benommen, als er die ersten Male bei Tische mit ihr zusammentraf. Aber er war, wie gesagt, ein sehr schöner Mann und nicht gewöhnt, sich abschrecken zu lassen — eine prächtige, stattliche Erscheinung, fast von demselben Wuchse wie der selige Mole. Nicht wahr, Herr Oberst, Sie erinnern sich noch an Sergeant Moles schöne Figur?"

Der Oberst bestätigte gutmütig, daß er sich noch recht gut an Sergeant Mole erinnere und seine Figur immer sehr schön gefunden habe, und voll Befriedigung lächelnd, fuhr seine Witwe in ihrer Erzählung fort.

„Miß Durand blieb einige Wochen bei ihren Freunden. Sie ritt und ging mit auf die Jagd und soll eines Tages sogar einen Fasanen geschossen haben. Wo sie auch immer ging und stand, blieb ihr Mr. Dauntry zur Seite, und die andern Herren machten ihm Platz, als sei er in seinem Rechte. Die Damen neckten Miß Durand, wie ich oft hörte, wenn sie abends noch zu einem Plauderstündchen in ihr Zimmer kamen, und wirklich am letzten Tage vor unsrer Abreise ließ sie sich fangen."

„Oder er sich!" rief Hay lachend.

„Lassen Sie Hay nur immer reden," sagte Major Mortimer beschwichtigend. „Erzählen Sie weiter, was er und sie und besonders, was die Leute dazu sagten."

„Nicht immer unterbrechen!" rief Mrs. Barlow. „Fahren Sie fort, Mole; ich bin neugierig, zu hören, wie die Geschichte weiter ging."

„Sie sind eine wahre Scheherezade, Mrs. Mole," rief Mrs. Smith.

Der seltsame Name machte Mrs. Mole stutzig. Sie witterte dahinter einen Zweifel an ihrer Wahrhaftigkeit.

„Ich hoffe, Madame, Sie glauben nicht, daß ich Ihnen was vorlüge," rief sie.

Nachdem man ihr die nötige Aufklärung gegeben hatte, fuhr sie, durch das Kompliment geschmeichelt, fort: „Was

weiter darüber gesprochen wurde, meine Damen und Herren, weiß ich nicht und kann keine Auskunft darüber geben; aber als Miß Durand an dem Abend in ihr Zimmer heraufkam, und ich ihr die Juwelen aus dem Haar machte, da sagte sie auf einmal: „Mary, ich habe beschlossen, mich auf Hymens Altar zu opfern und mich in die Ketten der Ehe schlagen zu lassen." Sie schien sehr glücklich, und am nächsten Tage fuhren wir und er zusammen nach London. Die Mama war sehr zufrieden mit dem neuen Bräutigam, und man begann sogleich mit den Vorbereitungen zur Hochzeit, denn Mr. Dauntry bestand darauf, die Braut ohne Aufschub heimzuführen, und sie hatte nichts dagegen.

„Und nun stand das Haus eine Weile förmlich auf dem Kopfe. Schneider, Putzmacherin und andre Lieferanten gingen aus und ein, und oft dauerte die Unruhe bis in die halbe Nacht. Miß Durand benahm sich bei alledem wie das reine Lamm. Sie that alles, was ihr Verlobter wünschte, und zeigte, wenn er anwesend war, nie das geringste Zeichen von Ungeduld oder schlechter Laune, nie die leiseste Anwandlung von Heftigkeit. Eines Tages hörte ich, wie sie zu ihrer Mutter sagte, sie habe nie geglaubt, daß sie sich je so verlieben könne; aber ihr Bräutigam sei auch der liebste, schönste, beste Mensch auf der Welt. Und so ging alles ganz vortrefflich, bis Miß Dauntry, eine Cousine des Bräutigams, zum Besuch bei uns eintraf und gleich am ersten Tage etwas sagte, was meine Herrin ärgerte. Die beiden wollten miteinander ausgehen und ich knöpfte Miß Durand gerade die Schuhe zu, als die Cousine sagte: ‚Ich habe sehr gelacht, als ich hörte, daß sich Alfred doch endlich hat fangen lassen.‘

„‚Was wollen Sie damit sagen?‘ fragte mein Fräulein ziemlich scharf.

„‚Er war so ein Allerweltskurmacher,‘ entgegnete die Cousine lachend, als ob es wer weiß welcher Witz und Spaß gewesen wäre. ‚Ich hätte nie geglaubt, daß sich seine Liebe auf eine einzige konzentrieren könnte.‘ Dabei betonte sie das Wort einzige sehr scharf.

„‚Aber er hat vor mir nie eine Frau wirklich und ernstlich geliebt,‘ sagte meine Herrin sehr bestimmt.

„‚O, wirklich?‘ rief die Cousine. ‚Behauptet er das wirklich? Und Sie glauben, daß es einen Mann auf Erden gibt, der nicht, ehe er heiratet, ein dutzendmal verliebt

gewesen ist? Blicken Sie nur in Ihr eignes Herz; haben Sie es nicht schon mehr als einmal verloren?‘

„‚Nein,‘ versetzte meine Herrin zornig, ‚nicht ein einziges Mal; aber er ebenso wenig. Wenn ich denken müßte —‘

„Hier brach sie kurz ab, und Miß Dauntry lachte wieder.

„‚Ach Liebste, seien Sie doch nicht thöricht, sondern nehmen Sie die Männer, wie sie sind. Er gehört Ihnen jetzt mit Leib und Seele; kümmern Sie sich nicht um die Vergangenheit, sondern sorgen Sie nur dafür, ihn zu fesseln und festzuhalten.‘

„Miß Durand konnte mißtrauisch sein, und obgleich sie das Gespräch fallen ließ, bemerkte ich deutlich, daß die Andeutungen der Cousine das Mißtrauen in ihr geweckt hatten. Es war ein ganz gemeiner Streich — die Cousine hatte sich vielleicht selbst auf Mr. Dauntry Rechnung gemacht — aber leider war meine Herrin für ihre Verdächtigungen nicht unempfänglich. Als der Bräutigam sich am Nachmittage einstellte, behandelte sie ihn sehr kühl und kurz. Er neckte und quälte sie, bis sie ihm sagte, was vorgefallen war — sie hat mir das späterhin erzählt — und er schwor ihr zu, daß es nicht wahr sei und daß er nie eine andre geliebt habe, lieben könne und lieben werde als sie.

„Als er fortging, begegnete er mir auf der Treppe und faßte mich unter das Kinn.

„‚Was seid ihr Weiber doch für ein komisches Völkchen!“ sagte er lustig.

„Ich trug gerade ein Präsentierbrett mit Butterbrötchen in den Händen und hätte es beinahe fallen lassen.“

„Butterbrötchen!“ sagte Jenny leise, „Butterbrötchen!“

Alle lachten, aber alle teilten ihre Empfindung. Butterbrötchen erschienen ihnen wie Götterspeise, bei deren Erwähnung jedem das Wasser im Munde zusammenlief.

Hay räusperte sich.

„Sie waren damals noch jung, nicht wahr?“ sagte er.

„Ja, ich war damals noch jung,“ gab Mrs. Mole mit einem verweisenden Seitenblicke zur Antwort.

„Wir kommen jetzt zum dritten Bande des Romans,“ rief der Major; „lassen Sie sich nicht irre machen, Mrs. Mole. Bitte, fahren Sie fort.“

„Nun meine Damen und Herren, noch am selbigen Abende erzählte mir Miß Durand, was ihr Bräutigam ihr zugeschworen habe, und fragte mich um meine Meinung in

der Sache. Ich konnte nicht ganz aufrichtig antworten, denn es kam mir vor, als wäre es doch nicht recht in der Ordnung, wenn ein verlobter Mann junge Mädchen ans Kinn fasse; und so machte ich nur ein paar dumme Redensarten, und sie lachte und meinte, die Cousine habe ihn wahrscheinlich selbst gern angeln wollen. Aber, setzte sie hinzu, indem sie dabei fast wild aussah, wenn sie einmal dahinter käme, daß er sie betrogen habe, so würde sie — und wenn sie schon vor dem Traualtar stände — beweisen, daß er kein sanftes Lämmchen vor sich hätte.

„Dann war aber alles wieder gut. Der Heiratskontrakt wurde am Vorabende des Hochzeitstages unterschrieben, die Reisekoffer wurden hinuntergebracht, herrliche Koffer, die schon alle mit der Aufschrift „Mrs. Dauntry" versehen waren, und das ganze Haus war in Aufregung. Das Hochzeitsfrühstück war soweit vorbereitet, als dies anging. Auf den Büffetts waren solche Massen von Silberzeug aufgebaut, daß der große Speisesaal aussah, wie die Ausstellung eines Goldschmiedes. Im Salon waren zu beiden Seiten die Hochzeitsgeschenke aufgestellt, wie bei einem Wohlthätigkeitsbazar, und während des Abends befand sich unter den Gästen ein Geheimpolizist im Gesellschaftsanzuge, der darüber zu wachen hatte, daß nichts gestohlen werde, denn man sagte, die Wertsachen in den beiden Räumen wären auf fünfzehntausend Pfund Sterling zu taxieren. Als dieser Polizist sich entfernte, lösten ihn zwei andre Polizeidiener ab, um während der Nacht Wache zu halten; aber ich glaube, sie wären nicht nötig gewesen, denn ein Teil der Dienerschaft blieb die ganze Nacht auf den Beinen.

„Meine Herrin kam erst sehr spät zu Bett. Sie war furchtbar müde, und so ließ ich sie am andern Morgen so lange wie möglich schlafen. Noch ehe sie ihr Frühstück berührt hatte, schickte aber die Mama herauf, um sie zur Eile zu mahnen, und das machte mich nervös und sie ärgerlich. Ich schnürte ihr die Taille des Kleides schief zu, und das brachte sie vollends außer sich — endlich aber war sie doch fertig und sah aus wie eine Königin. Alles an ihr glänzte und funkelte; ihre Augen, ihr Haar, das schwere Atlaskleid, die prachtvollen Familiendiamanten, die sie um Hals und Arme, sowie um den Orangeblütenkranz im Haar trug; und eben standen wir beide vor dem großen Stehspiegel, um den Eindruck im ganzen zu beurteilen, als es an die

Thür klopfte und ein Billet und ein Kästchen hereingereicht wurden.

„‚Mr. Dauntry hat es selbst gebracht und läßt fragen, ob Miß Durand bald fertig sei,‘ sagte der Diener.

„In dem Billet war die Bitte ausgesprochen, Miß Durand möge den Inhalt des Kästchens heute tragen; es sei eine Vervollständigung des Familienschmuckes und solle ihr persönliches Eigentum sein. Sie öffnete das Etui und nahm eine Diamantbroche heraus, die vielleicht ein kleines Königreich wert war und eine wahre Flut von Licht und Glanz ausstrahlte. Sie steckte sie an die Brust und ihre Wangen röteten sich vor Vergnügen. Ich hätte nur gewünscht, daß er sie so sähe; aber leider verbietet es ja, wie die Herrschaften wissen, der Gebrauch, daß Braut und Bräutigam sich sehen, ehe sie in der Kirche zusammentreffen; und so trug sie mir auf, hinunterzugehen, ihn herzlich von ihr zu grüßen und ihm zu sagen, sie werde ihm gleich selbst danken.

„So lief ich denn hinunter, fand ihn ganz allein in der Bibliothek und richtete meine Botschaft aus. Er nahm sie sehr vergnügt auf, schüttelte mir die Hand, als wäre ich eine Dame, und fragte, ob die Brosche Miß Durand gefalle. Auch Sie habe ich nicht vergessen, Mary, sagte er, indem er mir eine Zehnpfundnote in die Hand drückte. Dabei machte er ein so mutwilliges Gesicht, daß ich mich beeilte, fortzukommen. Aber er holte mich auf der Schwelle der offnen Thür ein, faßte mich und rief lustig: ‚Nur einen Kuß, Mary, als gute Vorbedeutung!‘ wobei er mich küßte.“

Hay hustete, aber die Erzählerin bemerkte es nicht und fuhr fort: „Gerade als er seine Lippen auf meinen Mund drückte, hörten wir ein Rauschen am Fuße der Treppe und vor uns stand etwa auf Armeslänge Miß Durand. Ach, meine lieben Herrschaften, sie war furchtbar anzuschauen! Ihr Gesicht war dunkelrot, und ihre Augen schossen Blitze, vor denen das Feuer der Diamanten erblaßte. Der vollständig weiße Anzug trug noch dazu bei, den Eindruck sprühenden Zornes zu erhöhen.

„‚Mr. Alfred Dauntry!‘ rief sie so laut, daß das ganze Haus sie hören konnte und man überall die Thüren aufriß, um zu vernehmen, was es gäbe: ‚Mr. Alfred Dauntry, Sie können Mary statt meiner zur Kirche führen, denn ich werde weder dorthin noch anderswohin mit Ihnen gehen.

Aber ich bin froh, daß Sie sich mir im rechten Lichte gezeigt haben, ehe es zu spät ist.‘“

„Na, meiner Seele, der hat's gut getroffen!“ rief Hay.

„Meine arme Herrin!“ fuhr Mrs. Mole fort. „Sie litt furchtbar — aber nichts konnte sie andren Sinnes machen, weder der Hochzeitskuchen, der bereits auf dem Tische stand, noch der Gedanke an die Freunde und Bekannten, die in der Kirche des Brautpaares harrten. Ich bin fest überzeugt, daß er mich nur in der Freude seines Herzens geküßt hat — außerdem war das Benehmen der Männer in damaliger Zeit überhaupt viel freier, als sich heutzutage mit dem guten Ton vertragen würde; aber sie wollte nichts und niemand hören. Ich fiel vor ihr auf die Kniee und schwor ihr zu, daß er mich nie vorher geküßt habe; aber eher hätte man einen Stein erweichen können. Sie sagte, sie sei mir nicht böse, auch schickte sie mich nicht fort; aber sie ist noch heute Miß Durand.“

„Und wie lange ist das schon her?“ fragte Hay.

„Es war, ehe ich Sergeant Mole kennen lernte.“

Mrs. Barlow ging die Geschichte noch einmal in allen Einzelnheiten durch. Sie interessierte sich sehr dafür, spendete der Erzählerin viel Lob, und man hatte an diesem Abende keine Not, sie ins Bett zu bringen, obwohl sie lange nicht einschlief. Leise unterhielt sie sich noch lange mit Jenny, deren Lagerstatt neben der ihrigen stand. Ihre Gedanken beschäftigten sich nicht wie sonst mit der jüngsten Vergangenheit oder Gegenwart, sondern schweiften zurück in die Heimat ihrer Jugend, in das stille, ländliche Pfarrhaus, zu ihren Eltern und Geschwistern, von denen sie Jenny erzählte, und in dieser weichen, milden Stimmung schlummerte sie endlich ein.

Am folgenden Morgen erwachte sie ruhig und zufrieden, widmete sich ihren Obliegenheiten und beherrschte sich so weit, daß sie nicht einmal Mrs. Smith die gewöhnlichen, rücksichtslosen Antworten gab. Alle fühlten sich beruhigt; eine Beobachtung auf Tritt und Schritt, die man sich vorgenommen hatte, schien völlig überflüssig, und so folgte jeder am Nachmittage, ohne eine Ahnung von Gefahr, seinen Neigungen, die den einen hierhin, den andern dorthin führten. Bald nach dem Mittagessen lag die Hütte und ihre Umgebung einsam und verlassen.

Die beiden jungen Frauen waren gemeinschaftlich aus-

gegangen, um Früchte und Kräuter einzusammeln, waren indessen unterwegs voneinander abgekommen, und als Lydia, mit reicher Beute beladen, allein heimkehrte, war noch keiner von den übrigen wieder da. Müßig ließ sie ihre Augen umherschweifen und erblickte, als sie dabei auch die kleine, bedeckte Plattform streifte, auf welcher der Major zu arbeiten pflegte, dort unter einem Haufen von Hobelspähnen eine Ecke des unglücklichen Koffers mit dem Brautkleide.

Ihre Augen flammten wild auf, und nachdem sie sich durch einen nochmaligen prüfenden Blick über die Umgebung versichert hatte, daß sie unbeobachtet sei, stürmte sie nach dem Plateau, zerrte den Koffer aus seinem Versteck hervor, warf den Deckel zurück und den Inhalt heraus, bis sie auf den zu unterst liegenden Brautanzug kam. Sie bemächtigte sich zunächst des Kleides, entfaltete es, hielt es vor sich hin und betrachtete freudestrahlend den Glanz des Stoffes. Ihr nächster Gedanke war dann, das Kleid anzuprobieren, und sie lachte vor Vergnügen laut auf, als es ihr paßte. Dann steckte sie sich die lose dabeiliegenden Orangenblütenzweige an die Brust und ins Haar und legte den weißen Spitzenschleier darüber. Auch die weißen Atlasschuhe und die seidnen Strümpfe nahm sie in die Hand, legte sie aber wieder hin und lachte laut auf, als sie ihre mit Strohschuhen bekleideten Füße unter dem schweren Atlas hervorgucken sah. Das Kleid hatte eine lange Schleppe, und es machte der Unglücklichen Vergnügen, damit auf und ab zu gehen und den köstlichen Stoff im Sonnenlichte hinter sich herzuziehen.

Das ganze Spiel war von ihr als Scherz und zur Kurzweil begonnen worden; aber mit großer Schnelligkeit verwandelte sich die Scene in den furchtbarsten Ernst. Je deutlicher sie sich allmählich der Bestimmung des Anzuges erinnerte, desto mehr ging der anfänglich listige Ausdruck in ihren Augen in den des Wahnsinns über. Der schreckliche Inhalt des Briefes dämmerte wieder in ihrem Gedächtnisse auf, und mit fabelhafter, bis zum unverständlichen Geplapper gesteigerter Schnelligkeit begann sie, ihn auswendig herzusagen.

In diesem Augenblick kamen Jenny und Mrs. Mole herbei. Einen Moment wußten sie nicht, was sie aus der Erscheinung machen sollten, die in Kleidern vor ihnen stand, an deren Anblick sie so gar nicht mehr gewöhnt waren. Das glühende Fieberrot auf den Wangen der jungen Frau, ihre

blitzenden Augen und die halbe Verhüllung durch das zarte Gewebe des Spitzenschleiers gaben ihr die frühere Schönheit und Jugend zurück, so daß die beiden sie nicht gleich erkannten und sie einen Moment beinahe als himmlische Erscheinung betrachteten.

„Sehen Sie her," rief sie ihnen zu, „ich bin fertig! Ich werde nicht dulden, daß er eine andre heiratet. Es fehlt nur noch an dem Bräutigam! Glauben Sie, daß er so lange säumt, weil er erst eine andre küssen muß, Mrs. Mole? Kommen Sie, Jenny, Sie sollen meine Brautjungfer sein. Aber, wo haben wir den Brautführer? Ach, ich vergaß — sie sagen ja, er wäre Witwer; da ist kein Brautführer nötig. Machen Sie rasch, Jenny, damit wir nicht zu spät kommen!"

Dabei stürzte sie sich auf die erschrockene Frau und riß sie unter schallendem Gelächter mit sich fort. Vergebens waren Jennys Vorstellungen und flehentliche Bitten. Die Wahnsinnige schleppte sie durch den Park über die von Buschwerk bestandenen steilen Abhänge hinab bis zu der Echobucht, ohne ihren Arm aus der eisernen Umklammerung loszulassen, während sie einzelne Sätze des Briefes in die stille Luft hinausschrie. Und die Worte schienen wie Peitschenschläge auf sie zu wirken.

Die Schleppe war bei dem rasenden Laufe längst in Fetzen gerissen. Bald blieb sie an einem Dornbusch hängen, bald schlang sie sich um eine spitzige Klippe; jetzt drohte sie, die Trägerin kopfüber in eine gähnende Kluft zu stürzen, dann wieder riß sie die mit Windeseile dahinfliegende, weiße Gestalt mit einem schmerzhaften Rucke zurück; aber alles das vermochte die Wahnsinnige nicht aufzuhalten. Sie stürmte vorwärts, immer vorwärts, und Fetzen von weißem, schimmerndem Atlas, bezeichneten den zurückgelegten Weg.

Vergebens flehte die atemlose und zum Tode erschrockene Jenny die Unglückliche an, innezuhalten oder sie loszulassen, vergebens suchte sie durch laute Klagen ihr Mitleid zu erwecken. Weiter und weiter, schneller und schneller wurde sie fortgerissen, bis endlich der tolle Lauf draußen an der in hellem Sonnenschein liegenden Echobucht sein vorläufiges Ende erreichte. Hier schleuderte Lydia die Freundin mit aller Kraft des Wahnsinns auf den Sand. Jenny dankte, als sie sich frei fühlte, Gott, daß sie wenigstens mit dem Leben davongekommen war, und vergaß fast ihre Wunden und Schrammen.

„Richard!“ schrie Mrs. Barlow in gellendem Tone hinaus, während sie die Gefährtin, um ihre Flucht zu verhindern, fest im Auge behielt, „Major Richard Barlow, hörst du mich?“

„Hörst du mich?“ klang es fragend zurück.

„Das will ich nicht!“ rief sie weiter.

„Will ich nicht!“ gab das Echo zur Antwort.

„Sie hören, Jenny, Sie hören es! Er schreit es in die Welt hinaus, daß er nichts mehr von mir wissen will. Er zürnt mir wegen des Knaben. O Dick, warum thust du das? Das Kind war ja mein Kind so gut wie das deine — ja mehr als das deine!“

„Mehr als das deine!“ schallte es über das Wasser herüber.

Wütend stampfte Lydia mit den Füßen.

„Gut, dann sollst du auch die ganze Wahrheit erfahren!“ rief die Wahnsinnige. „Ich ließ den Knaben fallen — ließ ihn mit Absicht fallen, denn der Teufel flüsterte mir zu: Er wird dich hinabziehen, rette dich selbst — für zwei hast du nicht die Kraft! So ließ ich ihn los — er ist ertrunken und gehört nun weder dir noch mir!“

Jenny hörte ihr in Todesangst zu. Sie hoffte, Mrs. Mole würde Hilfe herbeiholen — aber kein Mensch ließ sich sehen. Mrs. Barlow schien für den Augenblick erschöpft; den Oberkörper hin und her wiegend, schaute sie mit wilden Augen nach ihrem Mann aus.

Ein großer Seevogel segelte langsam über die Klippen hin, kehrte aber, erschreckt durch den Anblick der menschlichen Gestalten, seinen Flug eilig wieder dem Wasser zu. Das erregte die Aufmerksamkeit der geisteskranken Frau.

„Schauen Sie da, den Feigling!“ rief sie, sich zu Jenny wendend. „Er ergreift vor mir die Flucht, so schnell er kann. Aber er weiß nicht, was für gute Schwimmer wir geworden sind. Wir wollen ihn bald einholen! Kommen Sie — kommen Sie!“

„Die Flut wird bald eintreten, dann können wir ihm besser folgen!“ gab Jenny erschrocken zur Antwort.

„Flut, was geht uns die Flut an! Wir wollen nach jener großen, hohen Klippe hinausschwimmen und dort warten. Kommen Sie — oder ich werde Sie zwingen!“

Von Furcht übermannt, ließ sich Jenny hinab nach dem Saume des Wassers ziehen; dort aber versuchte sie aufs

neue, Zeit zu gewinnen, indem sie die Kranke darauf aufmerksam machte, wie schade es wäre, das schöne Kleid zu verderben. Mrs. Barlow betrachtete verächtlich die zerfetzte Schleppe.

„Das will ich gerade,“ sagte sie. „Er wird ein neues kaufen müssen, und das ist seine gerechte Strafe.“

Jenny versuchte, sie auf andre Weise zu fassen: „Aber ich bin so hungrig!“ rief sie. „Lassen Sie uns wenigstens bis nach dem Thee warten.“

„Feiges Geschöpf!“ schrie die Unglückliche, indem sie sich auf die Freundin stürzte und sie gewaltsam ins Wasser stieß. „Sind wir beide nicht schon bei ganz andrem Wetter draußen gewesen und dennoch mit dem Leben davongekommen?“

Mrs. Scott konnte nichts thun, als sich von der herankommenden Woge hinaustragen zu lassen und sich in möglichster Nähe ihrer Gefährtin zu halten.

Die Gefahr der Situation drängte sich nicht nur Jenny auf, sondern kam auch der Kranken zum Bewußtsein. Das kalte Bad hatte ihr bis zu einem gewissen Grade die Besinnung wieder gegeben, und als das reichbesetzte, schwere Kleid sich erst voll Wasser gezogen hatte, sich eng an ihren Körper schmiegte und ihre Bewegungen hinderte, da erkannte sie die Gefahr. Sie versuchte, nach dem Strande zurückzukehren, aber die Ebbe zog sie zurück und war zu stark für ihre Kräfte. Sie rief nach Jenny, sank aber, ehe diese herbeikommen konnte.

Jenny rief nach Hilfe; aber der Seewind war frisch, und ihre Stimme erreichte kaum das Ufer. Sie war allerdings eine vorzügliche Schwimmerin und kannte unter gewöhnlichen Umständen im Wasser keine Ermüdung; aber sie täuschte sich keinen Augenblick darüber, daß ihre Kraft nicht zureichte, Mrs. Barlow mit ihren wasserschweren, alle Bewegungen hemmenden Kleidern dem schnell abfließenden Wasser entgegen ans Land zu bringen. Dennoch zauderte sie keinen Augenblick, den Versuch zu unternehmen, und wirklich gelang es ihr, die Freundin, als sie wieder emportauchte, zu fassen. Sie umschlang sie fest, bemühte sich, ihren Kopf über Wasser zu halten, und schwamm dem Strande zu.

Mrs. Barlow sprudelte, prustete und rang nach Atem — wollte aber nicht gerettet sein. Mit einer heftigen Bewegung entrang sie sich dem sie umschlingenden Arme, und fast

in demselben Augenblick schlug das Wasser wieder über ihr zusammen.

Aber Jenny war fest entschlossen, sie zu retten, auch gegen ihren Willen. Noch einmal tauchte die Ertrinkende auf, noch einmal gelang es der mutigen Freundin, sie zu fassen, und schon hoffte sie, trotz allen Widerstandes, den Sieg davonzutragen, als Mrs. Barlow plötzlich die geballte Hand erhob und ihre Retterin mit einem schweren Schlage zwischen die Augen traf. Ueberrascht, bestürzt und geblendet hielt Mrs. Scott einen Augenblick in ihren Anstrengungen inne und sank mit der Gefährtin in die Tiefe, aber nur für einen Augenblick. Schon im nächsten Moment hatte sie den Kopf wieder über Wasser. Sie hielt Mrs. Barlow noch immer fest umschlungen und wandte ihre ganze Kraft auf, um den Strand zu erreichen, obwohl es ihr schwerer und schwerer wurde, gegen den mächtigen Zug der Ebbe anzukämpfen. Die Last, die sie zu schleppen hatte, schien mit jedem Augenblicke an Gewicht zuzunehmen.

Mrs. Barlow hatte den Widerstand aufgegeben. Eine große Veränderung war mit ihr vorgegangen. Mit glückseligem Ausdruck und einer Art Verklärung, als sähe sie den Himmel offen, blickte sie leuchtenden Auges nach oben. Dann wurde ihr Antlitz leichenblaß, ihr Körper steif und starr. Ein furchtbarer Schreck ergriff Jenny. Mußte sie mit der unglücklichen Freundin hier umkommen, ohne daß auch nur jemand erfuhr, auf welche Weise sie den Tod gefunden? Die Sekunden wurden ihr zu Stunden; dann fing es an, ihr in den Ohren zu singen und zu klingen, ihr Kopf wurde unerträglich schwer, Vergangenheit und Gegenwart verwirrten sich in ihrem Geiste, einen klaren Gedanken zu fassen, war sie nicht mehr im stande. War das der Tod? Jetzt war sie wieder das ehemalige Schulmädchen, das, im Vorgarten des Instituts auf einer Schaukel sitzend, seine Aufgaben lernte — dann hörte sie die Glocke, die sie zur Unterrichtsstunde rief — die ermahnende Stimme der Lehrerin schlug an ihr Ohr — dann trat eine große Stille ein ... Das nächste hierauf war, daß sie sich auf dem trocknen Sande der Bucht liegend wiederfand, umgeben von allen Freunden, die sich mit besorgten Gesichtern über sie beugten.

Aber nein — nicht alle standen um sie her! Ein wenig weiter hin lag steif und tot Mrs. Barlow, in das weiße Brautkleid gehüllt, wie in ein Leichentuch. Ein Lächeln lag

auf dem blassen Gesicht — sie war mit einem friedlichen, glücklichen Gedanken aus dem Leben geschieden.

„Tot!“ rief Jenny, indem sie sich aufraffte und auf die langausgestreckte Gestalt zuwankte. „Habe ich sie doch ertrinken lassen?“

Die Gefährten drängten sich dichter um sie her, um beruhigende Worte zu ihr zu sprechen. Das Glück über ihr Wiedererwachen drückte sich auf jedem Gesicht aus. Seit Major Mortimer und Hay die beiden leblosen Frauen ans Land gebracht, hatten alle voll Angst auf Jennys erste Atemzüge gelauscht. Jeder fühlte, daß die Sonne ihres Gefängnisses für immer untergegangen sein würde, wenn Jenny, die am meisten geliebte Persönlichkeit unter den Unglücksgefährten, die Augen nicht wieder geöffnet hätte, und nun knieten alle um sie her, um ihr das in Worten, Blicken, Liebkosungen zu sagen, und vergaßen in ihrem Glücke ganz und gar die arme Tote, die in geringer Entfernung lag.

Liebesworte aller Art entströmten Mrs. Smiths Lippen, und heiße Thränen ihren Augen, als sie Jenny, deren Kniee sie kaum trugen, zur Leiche der Freundin geleitete.

„Armes, liebes, teures Herzchen!“ rief sie, als Jenny neben der Hingeschiedenen niederkniete und das stille Antlitz küßte. „Sie haben ja alles gethan, was Sie nur thun konnten, und wenn der Major nur einen Augenblick später gekommen wäre, würde es auch für Sie zu spät gewesen sein. Sie sind zweimal mit ihr untergesunken und haben sie nicht losgelassen. Weinen Sie nicht!“ setzte sie hinzu, als Jenny in krampfhaftes Schluchzen ausbrach, „weinen Sie nicht, sie ist glücklich. Sehen Sie doch ihr friedliches Gesicht!“

Der Oberst legte die Hand liebkosend auf Jennys gebeugtes Haupt.

„Ja,“ sagte er, „dies friedvolle Gesicht verbietet uns die Trauer; der arme kranke Kopf, das arme Herz ist nun geheilt.“

So wurde denn die junge Frau in dem Brautkleide begraben, das für eine andre bestimmt gewesen war. Man bettete sie neben ihren ertrunkenen Knaben in die Erde, während weit davon, in Moradabad, als man dort endlich erfahren, daß das erwartete von der reichen Tante gespendete Brautkleid untergegangen sei, Major Barlow seine junge

Frau damit amüsierte, daß er eine Nixe zeichnete, die, mit dem Kleide angethan, auf dem Grunde der tiefblauen See durch Bogengänge von roten Korallen schwamm.

Der vorzeitige Tod der Freundin versetzte Jenny in tiefe Trauer und raubte ihr für einige Zeit allen Lebensmut. Auch die übrigen befanden sich in der gedrücktesten Stimmung. Erst mit der Zeit erholten sie sich von dem schweren Schlage, kehrten zu der alten Lebensweise zurück und faßten neue Hoffnung.

Mrs. Barlows Tod brachte Jenny den übrigen Leidensgenossen näher, und alle schlossen sich nur enger aneinander an. Hay war der ergebene Sklave der jungen Frau, wie es der Oberst war, und Mrs. Smith hatte schon längst ihr Mißtrauen in Beziehung auf den Major aufgegeben; im Gegenteil, sie würde jeden Mangel an Aufmerksamkeit von seiner Seite für den allgemeinen Liebling mißbilligend bemerkt und gerügt haben. Die beiden Häupter der Gesellschaft betrachteten und liebten Jenny wie ein eignes Kind.

Die nächste Regenzeit war eine sehr harte und hatte manchen Obstbaum entwurzelt, der Sturm hatte die schönste, fruchtbarste der Palmen umgebrochen. Auch viele der Ziegen waren durch die Unbill der Witterung umgekommen, und da der in Strömen niederstürzende Regen viel Rasen und fruchtbares Erdreich hinabgespült, so fanden die übriggebliebenen eine Zeitlang nur dürftige Nahrung. Zudem wurden aus unbekannten Ursachen die Fische rar und ließen sich schwer fangen, und so hatten die Schicksalsgefährten manche herbe Entbehrung zu ertragen.

Auch ihre Kleidung bestand nur noch aus Lumpen, und die alljährliche Musterung der Vorräte erwies sich als vollständig überflüssig, denn es waren keine mehr vorhanden. Nur zwei große Betttücher waren noch übrig, und diese wurden sorgfältig aufgehoben, um als Flaggen zu dienen, wenn einmal ein Schiff in Sicht kommen sollte.

Böse Tage waren über die kleine Kolonie hereingebrochen. Der Oberst litt schwer an Rheumatismus, die beiden älteren Frauen waren grau geworden und sahen erschöpft aus; sogar Hay, der bis dahin alles mit dem größten Gleichmut ertragen hatte, wurde finster und mürrisch. Gewöhnlich saß er auf einer Felsenkante oberhalb des Thaleinschnittes, starrte hinaus auf die See, und der Ausdruck seiner Augen verriet, daß er mit heißem Verlangen nach einem Segel ausblickte.

Jetzt hielt Major Mortimer es an der Zeit, zu dem versteckten Weine zu greifen.

Er grub die Flaschen aus, während Hay zum Fischfang gegangen war, nahm eine Flasche mit in die Hütte und stellte sie nach dem Mittagessen auf den Tisch. Die Erzählung, die er dabei zum besten gab, klang für die Eingeweihten sehr unwahrscheinlich, befriedigte aber den armen Seemann, dem beim Anblick des Getränkes alle Glieder zitterten, vollständig.

„Wenn wir mit weisem Maße trinken, wird der Vorrat hinreichen, um jedem von uns täglich ein Glas zu gewähren, versprechen wir aber nicht alle fest und feierlich, uns damit zu begnügen, so werde ich die noch vorhandenen Flaschen einfach zerschlagen und den Stoff in den Sand laufen lassen."

Er blickte, während er dies sagte, beinahe drohend zu Jenny hinüber, als ob er gerade von ihr einen Widerspruch erwarte. Alle gaben sofort die Versicherung, daß sie damit zufrieden wären — nur Hay schwieg finster. Mit zuckenden Lippen und gierigen Augen blickte er unter der Stirn hervor nach der Flasche und murmelte etwas, wie daß der Fund doch kein Privateigentum sei, vor sich hin.

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Major scharf.

Der Mann gab keine Antwort, und die andern fingen eifrig an, sich darüber zu unterhalten, wie gut ihnen der Wein thun würde, wenn sie ihn als Medizin nähmen. Nur Mrs. Scott erklärte, sie habe nie Wein getrunken, brauche keinen und würde nie welchen trinken.

„Sie werden Ihr Teil trinken," gebot der Major.

Mit welchem Genusse sie alle den köstlichen Trank schlürften! Nur Hay stürzte seinen Teil auf einmal hinunter und beobachtete dann mit gierigen Augen die Gefährten, welche mit Muße und Behagen tranken. Es war ein gewagtes Spiel, schlug aber nur zum guten aus, obwohl Hay, wie man sehr bald bemerkte, fortwährend auf der Lauer lag, um das Versteck des Schatzes zu entdecken. Er hatte es mit klügeren Leuten zu thun, als er war. Das tägliche Glas Wein erschien wie vom Himmel gefallen auf dem Tische. In den letzten Tagen des Monats fühlten sich alle neu gekräftigt, das Blut strömte schneller durch ihre Adern, alle hatten ihre Energie wiedergefunden, sie waren wieder

hoffnungsvoll und in guter Stimmung und tranken die letzten Tropfen des Rebensaftes auf baldige Erlösung und Heimkehr.

Hay gestand später Mrs. Mole, der Alkohol sei wie das Feuer — ein gefährlicher Herr, aber ein guter Diener.

„Für den Fall, daß ich wieder heimkomme, habe ich meinen Entschluß gefaßt,“ sagte er. „Ich trinke mir noch mal 'nen richtigen Haarbeutel an, dann trete ich 'nem Mäßigkeitsverein bei und sehe zu, was aus meiner armen Frau geworden ist.“

„Besser ist's, Ihr bleibt bei dem einen Glase täglich und genießt die guten Gaben Gottes mit Vernunft,“ entgegnete sie.

„Das geht über meine Kräfte,“ sagte er. „Wissen Sie, daß ich den Major, als er die erste Flasche herbeibrachte, am liebsten erwürgt hätte? Aber er ist stärker als ich.“

„Wenn er ein schwacher Mensch gewesen wäre, hättet Ihr ihn also um eines Schluckes Wein willen umgebracht?“ fragte sie. „Die Furcht vor seinen starken Armen war das einzige, was Euch davon abhielt?“

„Nein, nicht das einzige,“ entgegnete er sarkastisch. „Ich hatte auch Furcht vor Ihren Nägeln, Mrs. Mole.“

Eines Tages saß Mrs. Scott, nachdem sie ihre Morgenarbeiten beendigt hatte, müßig im Schatten des grasigen Abhanges und schaute über die Klippen hinaus auf die See, die sich im vollen Glanze der Sommersonne hob und senkte. Sie war allein, konnte ungestört ihren Gedanken nachhängen und sah niedergeschlagen und mutlos aus; denn seitdem sie von der beabsichtigten Wiederverheiratung Major Barlows gehört, war ihr erst ganz deutlich zum Bewußtsein gekommen, daß niemand mehr an ihrem und ihrer Gefährten Tod zweifelte. Sie fing an, sich die Möglichkeit vorzustellen, daß auch Charley sich mit einer andern Frau über ihren Verlust getröstet habe, und sagte sich selbst, daß seine Stellung ihm verbieten würde, lange unverheiratet zu bleiben, wenn er erst die Gewißheit ihres Todes hätte. Mit tiefem Schmerz bedachte sie, wie ihre Schwäche und Unfähigkeit in den Stunden der Prüfung ihn gleichgültiger gegen sie gemacht haben müßten, noch ehe sie voneinander schieden.

Dann hatte sie wieder Momente, wo sie sich die Zärtlichkeit und das Glück der ersten Zeit ihres Ehestandes, bis die Krankheit sie beide so verändert hatte, ins Gedächtnis rief. In dieser Stimmung erschien ihr der Gedanke, er

könne je eine andre lieben, wie ein Verrat an dem geliebten Manne, und sie sagte sich, daß er ebenso wenig im stande sein würde, ihr die Treue zu brechen, wie sie ihm.

In dieser Stimmung war sie auch heute gewesen, aber ihr Herz hatte nicht stand gehalten. Eine tiefe Mutlosigkeit hatte sie übermannt. Sie hatte an der Barmherzigkeit Gottes gezweifelt und sich dann wieder die bittersten Vorwürfe über diese Vermessenheit gemacht. War sie nicht von Liebe und Sorgfalt umgeben, und lag da draußen nicht die ganze Herrlichkeit einer großen Natur vor ihr? War sie nicht umringt von allen Wunderwerken der Schöpfung? Niemals waren ihr Land, Himmel und See so schön erschienen wie in diesem Augenblicke, und in Anbetung die Arme ausstreckend, sprach sie die Worte des Psalms vor sich hin: „Herr, wie sind Deine Werke so groß und schön. Du hast sie alle weislich geordnet, und die Erde ist voll Deiner Güte!“

Auf einmal verstummte sie, sprang, wie vom plötzlichen Wahnsinn ergriffen, empor und stieß dann einen Schrei aus, der das Rauschen des Wassers und des Windes übertönte. Erschrocken horchten die Gefährten, die sich in der Nähe befanden, auf — ließen ihre Beschäftigung stehen und liegen und kamen in unsagbarer Aufregung herbeigestürzt, denn die Worte, die Jenny wieder und wieder hervorstieß, waren ja die, welche sie so lange ersehnt hatten: „Ein Segel! Ein Segel!“

Vierzehntes Kapitel.

Die fast ununterbrochene Einförmigkeit, in welcher die Jahre auf dem Riff vergingen, wo jeder Tag denselben Kreislauf kleiner Pflichten und Vorkommnisse mit sich brachte, ließ den Bewohnern die Zeit ungleich kürzer erscheinen, als dem Kapitän Charley Scott, der inmitten eines bewegten, aufregenden Lebens und einer angenehmen Geselligkeit stand. Seine Stellung nötigte ihn, ebensowohl an den Vergnügungen und prunkvollen Festen des vizeköniglichen Hofes, wie an dessen politischen Interessen teilzunehmen, und seine liebenswürdigen, weltmännischen Manieren machten ihn bald zu einer gesuchten

Persönlichkeit. Dessen ungeachtet verflossen ihm die Tage langsamer als je zuvor, und die Frische der Jugend war ihm verloren gegangen. Denen, die ihn nicht früher gekannt hatten, erschien er noch immer als ein glücklicher, leichtherziger Mann, einer der Lieblinge Fortunas — für die, welche ihm näher standen, war er ein Mensch mit einer Geschichte, ein Mensch, der durch Wasser und Feuer gegangen war und arge Wunden davongetragen hatte. Diese Wunden schienen jetzt allerdings vernarbt — aber in jeder seiner Mußestunden, in jeder stillen Nacht, wie bei den Klängen einer rauschenden Ballmusik oder bei den Gelegenheiten, wo er als einer der glänzendsten Offiziere im Gefolge des Vizekönigs auf stolzem Rosse einhersprengte, verfolgte ihn eine furchtbare Vision. Er sah im Geiste ein mit Menschen überfülltes, von wütenden Wogen auf und ab geschleudertes Boot, ein sterbendes junges Weib, einen starren, bleichen, von den Wellen hin und her gerollten Leichnam vor sich, und weder Zeit noch Ortsveränderung hatten diese Bilder aus seiner Seele verwischen können. Niemand hatte eine Vorstellung, was er auf der Rückreise nach Indien, wenn er die Wellen gegen den Dampfer schlagen hörte, gelitten hatte; niemand vermochte, sich einen Begriff von dem Entsetzen zu machen, das ihn bei dem Gedanken an die unmögliche Möglichkeit packte, der Körper Jennys könnte plötzlich aus der Tiefe des Oceans emportauchen und an der Oberfläche erscheinen.

Diese krankhaften Phantasiegebilde hatten sich allerdings nach und nach verloren; aber trotz seiner liebenswürdig heiteren Außenseite und bei der gewissenhaftesten Hingebung an seine Berufspflichten lag auf dem Grunde seiner Seele, einen Teil seines innersten Wesens bildend, die Empfindung eines tiefen, unheilbaren Schmerzes.

Sein Schwiegervater, mit dem er bald nach der Ankunft in Simla zusammentraf, bemerkte diese Veränderung sofort. Mr. Linley hatte seinen Schwiegersohn immer gern gehabt, hatte die Wahl seiner Tochter gebilligt; denn er erkannte in dem jungen Manne die Befähigung, vorwärts zu kommen, und die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, betrübte ihn. Er selbst hatte sich bald in das Unabänderliche geschickt und sich damit getröstet, daß, was Gott thut, auch immer wohlgethan sei. Scott war ja, wie er meinte, noch jung genug, um das Leben von neuem zu beginnen — aber er hütete sich wohl, nachdem er den Kapitän gesehen und gesprochen

hatte, seine weltliche Weisheit vor ihm auszukramen. Irgend etwas in dessen Wesen hielt ihn davon ab, und nur beim Abschied sagte er, ihm mit Herzlichkeit die Hand drückend: „Es sollte mich freuen, Charley, wenn ich hörte, daß Sie sich einen neuen Hausstand gegründet haben. Ich hoffe, daß noch eine schöne Zeit des Glückes für Sie kommt.“

Charles wurde über und über rot und erwiderte nach einigem Zögern: „Glauben Sie wirklich, daß wir die Hoffnung ganz aufgeben müssen?“

„Die Hoffnung aufgeben?“ rief Mr. Linley, der nie an dem Tode seiner Tochter gezweifelt hatte. „Mein lieber Sohn, haben Sie denn je die leiseste Hoffnung gehegt? Vergeuden Sie doch Ihre jungen Jahre nicht um einer Chimäre willen. Es ist ja nicht der kleinste Anhalt für einen Zweifel vorhanden.“

Die Mahnung blieb nicht ohne Eindruck. Der Kapitän wollte sich zusammennehmen, sich aufraffen und glauben, was alle Welt glaubte. Mit verdoppeltem Eifer gab er sich seinen Pflichten und den Annehmlichkeiten seiner Stellung hin und zuweilen redete er sich selbst ein, er fange an, sich zu trösten, und die Zeit werde ihm Vergessenheit bringen. Die Zeit that das nun zwar nicht, aber sie gab ihm doch die Kraft, sein Leid männlich zu tragen.

Daß er auf dem Heiratsmarkte als gute Partie betrachtet und viel begehrt wurde, verstand sich von selbst; aber diese Wahrnehmung hatte, als er sie machte, etwas sehr Unbehagliches für ihn. Die Gattin seines obersten Vorgesetzten nahm regen Anteil an ihm und seinem Schicksal. Sie war eine Nichte Lord Normingtons, und gerade durch ihren Einfluß war es dem Lord gelungen, dem jungen Mann zu seiner jetzigen Stellung zu verhelfen. Sie betrachtete den Kapitän infolge dessen bis zu einem gewissen Grade als ihren Schutzbefohlenen, zog ihn in ihren Familienkreis, wo er sich bald heimisch fühlte, und behandelte ihn wie einen alten Freund des Hauses. Um so größer war sein Schrecken, als die Excellenz eines Tages seine Aufmerksamkeit auf eine junge Dame der Gesellschaft lenkte und meinte, sie würde eine sehr passende Frau für ihn sein. Es kam ihm fast vor, als solle er zu offener Bigamie verleitet werden.

„Eine Frau für mich?“ rief er bestürzt. „Sie denkt gewiß nicht daran.“

„Es käme doch darauf an, ob Ihre Bewerbung nicht ein williges Ohr fände,“ entgegnete die Dame. „Und würden

Sie sich nicht glücklicher im Besitz eines eigenen Heims fühlen? Sie wissen, daß wir nur noch ein Jahr hier bleiben, und ich glaube oder bilde mir wenigstens ein, daß Sie uns vermissen werden."

Charley gab eine verbindliche Antwort, bat seine gütige Beschützerin aber dann, sich aller Heiratspläne für ihn zu entschlagen.

„Mein lieber Kapitän. Sie sind jung, sehen — warum soll ich es nicht aussprechen? — gar nicht übel aus, tanzen, reiten und singen mit den jungen Damen; was ist denn da natürlicher, als daß man meint, Sie würden einen guten und glücklichen Ehemann abgeben?" fuhr seine Gönnerin fort.

Er fand keine Antwort.

„Wir sind wohl zu gute Freunde, um einander etwas übel zu nehmen," setzte sie, über sein Schweigen verwundert, hinzu.

„Wollten Sie mir zu verstehen geben, daß ich den jungen Damen leichtfertig den Hof mache?" fragte er endlich.

„Nein," erwiderte sie schnell, „ich glaube nicht, daß Ihnen irgend jemand diesen Vorwurf macht; aber wenn ein junger Mann sich gern in der Gesellschaft junger Mädchen bewegt, so setzt man natürlich voraus —"

„Daß er sich im Laufe der Zeit mit einer von ihnen zu verheiraten gedenkt," fiel er lebhaft ein. „Aber Excellenz sind so gut und freundlich gegen mich gewesen, daß ich die Verpflichtung fühle, mich ganz offen gegen Sie auszusprechen. Ich habe nicht die Absicht, einer dieser jungen Damen den Hof zu machen, aber ich befinde mich wohl in ihrer Gesellschaft und habe mich — offen gestanden — wohl auch hin und wider gefragt, ob ich nicht eine von ihnen heiraten könnte. Jetzt wäre das freilich noch unmöglich; denn ich bin noch immer nicht im stande, mich als Witwer zu betrachten."

Sie blickte gütig in seine traurigen, sonst immer so glänzenden Augen und sagte ihm, daß sie seine Treue achte und hochschätze. „Aber," fuhr sie fort, „ich hoffe doch, daß der Tag nicht allzufern liegt, wo Sie einmal ernstlicher an Ihre Wiederverheiratung denken, und dann werden Sie auch die rechte finden, die Ihnen den Verlust, den Sie erlitten haben, ersetzt."

Die Dame zeigte sich nach diesem Gespräch nur noch gütiger gegen den jungen Offizier, als früher, und da sie eine ebenso gescheute, wie liebenswürdige Frau war, so fand

sie bald Gelegenheit, ihm ihre Teilnahme thatsächlich zu beweisen, indem sie ihren Gemahl beredete, seinem Adjutanten die Führung einer Expedition gegen einen aufständischen Stamm der Bergbevölkerung anzuvertrauen, eine Expedition, die in englischen Blättern später als besonders geschickt eingeleitet und durchgeführt gerühmt wurde. So vertauschte Kapitän Scott die Annehmlichkeiten des Verkehrs im Hause des Gouverneurs mit den Anstrengungen und Gefahren eines militärischen Unternehmens im Gebirge und hatte seinen reichlichen Anteil an den Entbehrungen und Mühseligkeiten eines solchen. Seine Erfahrungen aus jenem früheren Kriegszuge, bei dem er den Kapitänsrang erworben hatte, kamen ihm jetzt zu statten; dabei besaß er eine natürliche Begabung, sich mit den trotzigen und schlauen Bergvölkern zu verständigen, denen sein zugleich wohlwollender und scharfer Blick Achtung und Vertrauen einflößte.

Durch dunkle Tannenwälder, lachende, mit Blumen bedeckte Thäler, über Schluchten und Schründe führte er seine Leute dem Ziele zu. Stets der erste in der Reihe, gab er ihnen das Beispiel kalter Unerschrockenheit, wenn die halsbrecherischen Wege zuweilen völlig unpassierbar erschienen, oder man auf schwankenden Seilbrücken über Schwindel erregende Abgründe oder brüllende Wildbäche setzen mußte. Wo auch die Mutigsten verzagten, schritt er voran und machte dann häufig den gefährlichen Weg zurück, um über ihre Angst zu lachen.

Führte der Pfad an jähen Abhängen mit rollendem Gestein hinab, so zeigte er ihnen, wie man hinunterglitt, ohne Glieder und Kleider zu beschädigen, und bei den beschwerlichen Märschen bergauf, wobei oft jede Spur des Weges verloren war und es den Leuten schien, als kämen sie um keinen Schritt vorwärts, als nähme das Klettern gar kein Ende, war er immer zu sehen und zu hören, unablässig bemüht, die Ermattenden zu ermuntern und seine Schar zusammenzuhalten. Von der Hilfe seines starken Ponies, das wie eine Gemse an den steilsten Felsentreppen hinaufkletterte, machte er fast nie Gebrauch; denn er wollte die Mühsale seiner Leute teilen und ihnen zeigen, daß er selbst vor keiner Schwierigkeit, die sie zu bestehen hatten, zurückweiche.

Eines Tages hatten sie auf einer grasigen, von einem silbernen Berggewässer durchschnittenen Hochebene Rast gemacht, und da die ausgesandten Kundschafter die Umgebung

für völlig sicher und frei von Feinden erklärten, hatte Scott beschlossen, seinen Leuten hier eine vierundzwanzigstündige Ruhepause zu gönnen. Die Zeltpfähle waren eingeschlagen, die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln gegen einen etwaigen Ueberfall getroffen, und so glaubte die kleine Schar, sich sorglos der Ruhe hingeben zu dürfen, die sie ebenso dankbar genoß, wie die reiche Ernte von Walnüssen, Maulbeeren, Granatäpfeln, wilden Trauben, Pfirsichen, Aprikosen und Feigen, die sich in unmittelbarer Nähe des Lagerplatzes bot, und von der die Mannschaft in so ausgiebiger Weise Gebrauch machte, daß der Bataillonsarzt mit Recht bedenklich wurde.

Die Umgebung des Platzes war so wundervoll, daß Scott und einer oder zwei seiner Kameraden sich daran machten, die schönsten Punkte in flüchtigen Farbenskizzen festzuhalten; aber sie gaben dies Bemühen bald als thöricht und nutzlos wieder auf.

„Die Sache ist hoffnungslos!“ sagte Kapitän Scott, indem er seine Skizze beiseite legte.

„Diese Farbenpracht ist nicht wiederzugeben, wenn man nicht zugleich den Glanz der Luft mit dem Pinsel auftragen kann. Aber was ist denn das?“ setzte er, in die Höhe fahrend hinzu. „Wer hat denn den Leuten erlaubt, alle gleichzeitig zu baden? Höchstens zwölf sollen auf einmal ins Wasser gehen!“

Der Befehl war augenscheinlich mißverstanden worden, denn der größte Teil der Mannschaft lief halb entkleidet dem Flusse zu, um an den ruhigen, flachen Stellen zu baden. Waffen und Uniformen waren bei den Zelten zurückgeblieben.

Die Offiziere eilten den Leuten sofort nach, um sie zurückzubeordern; aber unter so vielen war es schwer, sich verständlich zu machen, besonders da schon Hunderte — unter ihnen die Signalisten — lustig im Wasser plätscherten.

Dennoch gelang es endlich, die Mehrzahl über den Irrtum aufzuklären, und nun spielte sich eine Scene ab, die an einen berühmten alten Carton von Michel Angelo erinnerte. Er stellt die Florentiner dar, die, während sie im Arno baden, von ihren Feinden, den Pisanern, überfallen werden und schleunig dem Wasser entspringen, um sich in den Kampf zu stürzen. Die blumigen Ufer des Gebirgsflusses waren im Augenblicke von einem wirren Durcheinander nackter Menschenleiber bedeckt. Den Leuten war sofort zum Bewußtsein

gekommen, in welche Gefahr sie sich begeben hatten; und damit das Bild nicht unvollständig blieb, kam in demselben Moment, als die Soldaten, naß, wie sie waren, die Kleider überwarfen oder zur Rückkehr auf den Arm nahmen, einer der Vorposten im schnellsten Laufe herbeigeeilt.

„Feinde in der Nähe!" rief er schon von weitem.

Im Augenblicke wurden die blumigen Wiesen zum Schauplatz des wildesten Getümmels. Flüche und Verwünschungen ertönten, wo man eben noch friedlich gelacht und geschäkert hatte; das Rauschen des Wassers und der Gesang der Vögel ging unter im Lärm des Zusammenstoßes, der nach wenigen Minuten erfolgte.

Waren aber die Soldaten momentan im Nachteile, so glich sich das mit Hilfe der Disziplin bald aus. In der denkbar schnellsten Zeit waren sie beisammen und fähig, dem Angriffe zu begegnen, der sehr stürmisch war, aber nicht lange dauerte. Auf beiden Seiten wurde mit Erbitterung gekämpft, und mancher brave Bursche fiel, um sich nicht wieder zu erheben.

Auch der junge Offizier, der vor kaum einer Stunde noch an seines Kapitäns Seite gemalt und sich des Ruhetages gefreut hatte, lag jetzt zertreten und verstümmelt zwischen den zerstampften Blumen, während Kapitän Scott, der so wenig am Leben hing, gegen Hieb und Schuß gefeit schien. Im bedenklichsten Momente stürzte er sich mit der kleinen Schar, die sich um ihn gesammelt hatte, wie ein Wirbelwind auf den Feind, fegte ihn vor sich her wie leichte Spreu und entschied so den Sieg.

In der Verfolgung der Fliehenden begriffen, hatte er dennoch die Augen überall und bemerkte jetzt dicht am Flußufer zwei seiner Leute in Handgemenge mit einer größeren Anzahl von Eingeborenen. Die Männer waren hart bedrängt, und da Scott seine vordringenden Mannschaften nicht zurückkommandieren wollte, eilte er selbst den beiden zu Hilfe. Gerade als er die Stelle erreichte, wurde einer der Soldaten hinab in den Fluß geschleudert und geriet so in doppelte Todesgefahr; denn er konnte nicht schwimmen.

Kapitän Scott, der das wußte, sprang ihm sofort nach, während die Feinde, durch den Anblick der Offiziersuniform zu neuer Wut entflammt, ihre Flinten wiederholt auf ihn abfeuerten.

Es war ein Moment der äußersten Gefahr.

Zwar war es Scott gelungen, den Mann zu packen, und er strengte alle seine Kräfte an, um mit ihm einige schützende Büsche etwas oberhalb des Platzes zu erreichen, aber die Kugeln der Verfolger sausten ihm um die Ohren und das Entkommen war sehr unwahrscheinlich. Jetzt aber bemerkten die Soldaten die Gefahr, in der ihr Führer schwebte. In langen Sätzen eilten sie herbei, ein kurzer, heftiger Kampf fand statt, dann bedeckten nur noch tote und verwundete Feinde das Ufer, und Charley brachte den Kameraden heil und gesund aufs Trockene.

Die That trug ihm das Viktoriakreuz ein, um das ihn jeder beneidete, das ihm aber keiner mißgönnte.

„Ein Mensch, der immer Glück hat!" sagten die Leute von ihm.

„Ein Mensch, der immer Unglück hat!" sagte er von sich selbst; denn nach all den Aufregungen, allen Mühsalen und aller harten Arbeit fing seine Gesundheit wieder an, schwankend zu werden, und er begann, sich nach der Ruhe und Bequemlichkeit seines kleinen Hauses auf der Heide zu sehnen, das freilich jetzt der Hauptsache, die es zu einem Daheim machte, entbehrte, aber doch der einzige Ort in England war, den er so nennen konnte.

Er bat um Urlaub; denn da auch die Zeit seines Chefs um war, und er nicht nötig hatte, seine Gesundheit zu Grunde zu richten, um Schätze zu sammeln, so war er zu dem Entschlusse gekommen, sich eine Ruhezeit zu gönnen und für eine Weile zu den lieben, alten Freunden seiner Geburtsstadt heimzukehren.

Als er Westminster verlassen, um der unerwarteten Berufung nach Kalkutta zu folgen, hatte er dem Wunsche nachgegeben, das Häuschen zu behalten. Er konnte sich nicht entschließen, sich der Sachen und Sächelchen zu entäußern, die er in so vollem Glücksgefühl zusammengetragen hatte; denn, so thöricht er dies auch selbst finden mochte, das Häuschen stand für ihn in unzertrennlichem Zusammenhange mit Jennys Heimkehr und war ihm geheiligt durch jene glückliche Erwartung, wie durch den Schmerz, den er hier durchgekämpft.

„Ein ziemlich teures Spielzeug," hatte ihm Ambrosius geschrieben und dem Bruder dringend zugeredet, „die Grille", für die dem älteren Bruder jedes Verständnis fehlte, aufzugeben. Charley hatte auf die Ermahnung nur dadurch

geantwortet, daß er seine Schwägerin Anna bat, dafür zu sorgen, daß die Räume dann und wann gelüftet würden, und den Wunsch aussprach, sie möge das Häuschen als Sommerfrische benutzen, so oft es ihr gefiele.

Der Vikar war in fortwährender brieflicher Verbindung mit Charley geblieben, und zur Weihnachtszeit hatte ihm gewöhnlich auch Miß Latimer durch eine hübsche Karte und einige freundliche Worte ein Zeichen der Erinnerung gegeben.

„Sie fragen, wie Miß Latimer aussieht," hatte der Vikar in seinem letzten Briefe geschrieben, „und ich kann Ihnen die Frage sehr befriedigend beantworten. Sie ist im vergangenen Jahre wieder förmlich aufgeblüht. Ich dachte schon, es wäre um ihre Schönheit geschehen, denn sie alterte eine Weile sichtlich; aber in den letzten Monaten ist sie geistig und körperlich wieder ganz die frühere geworden. Sie sieht wieder so jung und heiter aus, daß man zwischen ihr und unsern Nichten — die inzwischen zu jungen Damen herangewachsen sind — kaum einen großen Altersunterschied bemerkt. Was unsre Nichten anbetrifft, so haben sie einige Monate in London zugebracht und nach der Heimkehr das Empfangszimmer ihrer Mutter einer gründlichen Umgestaltung nach modernen Mustern unterworfen. Ambrosius scheint noch unschlüssig, ob er diesen Eingriff in sein Hausregiment ungehörig finden oder als ein Zeichen von Genialität betrachten soll, die bei seiner Nachkommenschaft nicht mehr als selbstverständlich ist. Anna ist glücklicherweise ebenfalls nicht in die frühere Schüchternheit zurückgesunken, und es ist ordentlich wunderbar, welche Veränderung ein bißchen Opposition und entschlossenes Selbstbewußtsein in dem ehemals so langweiligen und einförmigen Hause bewirkt haben. Ich bin überzeugt, daß bei diesem Umsturze unsre Freundin Miß Latimer die Hand im Spiele gehabt hat. Sie ist eine feine, kluge Person und weiß Ambrosius zu bezaubern, wie sie die meisten unsres schwachen Geschlechts bezaubert, so daß er nie darauf kommen würde, ihr die Schuld der Revolution beizumessen.

„In der Ehre, die Ihnen zu teil geworden, haben wir uns alle mit Vergnügen gesonnt. Einer und der andre aus der Verwandtschaft ging sogar zu den Nachbarn, um zu fragen, ob sie schon die Morgenblätter gelesen hätten, welche die Nachricht von der Ordensverleihung brachten u. s. w."

Charley lachte und fing an, das dringende Verlangen

nach einem Spaziergange über die duftende Heide an der Seite des Freundes zu empfinden.

„Ich glaube, ich werde alt, daß ich dies heitere, angenehme Leben hier so bereitwillig mit der altmodischen Welt in einem abgelegenen Erdenwinkel vertausche," sagte er verwundert zu sich selbst.

Auf der Heimreise traf der Kapitän an Bord des Dampfers mit einem Mr. Smith zusammen, einem alten, freundlichen, runzlichen Männchen, den die heiße Sonne Indiens völlig ausgetrocknet und beinahe in eine Mumie verwandelt zu haben schien. Er redete Scott an.

„Ihr Name fällt mir auf," sagte er. „Darf ich fragen, ob Sie Verwandte auf der ‚Elephanta' hatten, die vor nun beinahe vier Jahren verloren ging?"

Charley erbebte; die Frage ging ihm durch und durch. Kaum daß er im stande war, ein „Ja" über die Lippen zu bringen.

„Ich bin der königliche Civilkommissar Smith; meine arme Frau befand sich ebenfalls auf dem Schiffe, und ich bin froh, jemand zu finden, mit dem ich über jenes Unglück sprechen kann," fuhr der kleine Mann fort, indem er seinen Arm durch den Charleys schob.

Auf dem Deck mit ihm auf und nieder gehend begann er dann, die schrecklichen Einzelheiten, die man in der ersten Zeit erfahren hatte, so ruhig und eingehend zu besprechen, daß sich Scott, obgleich Mr. Smith in zärtlichem Tone von seiner Frau redete, dennoch überzeugt hielt, der Schmerz habe für ihn den schärfsten Stachel bereits verloren.

„Wir, meine verlorene Lebensgefährtin und ich, hatten uns gemeinschaftlich emporgearbeitet," erzählte Mr. Smith im Laufe des Gesprächs, „denn als wir uns heirateten, hatten wir nichts, als unsern guten Willen und unsern gesunden Menschenverstand; aber niemals, auch wenn wir es recht schwer hatten und es sehr knapp bei uns herging, was im Anfang keine Seltenheit war, hat sie sich mit einem Worte beklagt. Später, als ich nach und nach mehr verdiente, dachte sie wohl oft an unsre früheren Kämpfe zurück, aber nur wie an einen Regentag. Arme Frau, sie kannte Armut und Reichtum aus eigner Erfahrung, und ich wäre ohne ihre Hilfe nie so in die Höhe gekommen. Dazu war sie eine Persönlichkeit, die ihre und meine Stellung zu wahren wußte. Jetzt muß ich ohne sie heimkehren! Was nutzt mir nun

all mein Geld, es macht mir nicht einmal Vergnügen, es auszugeben."

Er seufzte tief, schwieg eine Weile und nahm dann das Gespräch mit einer Frage wieder auf. „Wie waren Sie denn verwandt mit der Mrs. Scott, die mit der ‚Elephanta' unterging?"

„Sie war meine Frau!"

„Wir sind also Leidensgefährten!" rief der kleine Mann. „Nur daß Ihre Frau wahrscheinlich noch sehr jung war. Aber wenn die meinige auch die Jugend hinter sich hatte, so war sie mir darum doch nicht weniger wert, und gern würde ich all mein Geld und Gut, ja meine Pension hingeben und wieder von vorn anfangen, wenn ich damit mein gutes Weib zurückkaufen könnte."

Dabei rannen ihm Thränen aufrichtigen Schmerzes über die glattgeschorenen Backen. Charley wunderte sich, wie man seinen Herzenskummer so vor einem Fremden preisgeben könne; aber er vermochte nicht, sich der Rührung zu erwehren.

Der kleine Mann stützte sich schwer auf den Arm des Kapitäns, während er seine schmerzliche Erregung niederzukämpfen versuchte.

„Sie werden über einen alten Mann, der sich so gehen läßt, lachen," fuhr er dann mit wieder lächelndem Gesichte fort. „Aber Sie können die Liebe einer andern jungen Dame gewinnen und sich wieder verheiraten, Sie gehören zu der Art von Männern, denen die Herzen der Frauen zufliegen, mit mir ist das etwas andres. Wer wird es mir denn in England glauben, daß ich in Indien fast ein kleiner König gewesen bin? Was habe ich denn außerhalb meines Verwaltungsdistriktes zu bedeuten? Einen komischen hutzlichen Holzapfel — lachen Sie nur nicht — würde man mich nennen! Nur meine gute alte Frau hatte mich um meiner selbst willen lieb."

Dann gingen die beiden Männer eine Weile schweigend miteinander auf und ab. Beiden war das Herz schwer, aber sie trugen ihr Leid in ganz verschiedener Weise. Charley hätte um nichts in der Welt von Jenny reden können, ja er vermochte es kaum, über den Schiffbruch zu sprechen, und Mr. Smith empfand die Verschiedenheit.

„Und doch bin ich besser daran, als Sie," sagte er. „Ich bin wenigstens im stande, von meinem Unglück zu sprechen."

Charley fühlte sich durch dies verständnisvolle Eingehen auf sein Wesen angenehm berührt. „Ich wollte, ich könnte es ebenfalls, aber es ist mir unmöglich,“ gab er zur Antwort.

„Bis jetzt hatte ich auch keine Gelegenheit dazu; denn ich bin, seit das Unglück geschah, fast immer allein, das heißt von allem Verkehr mit Europäern abgeschnitten gewesen,“ fuhr Mr. Smith fort. „Mein Distrikt liegt weit von jeder größeren Station, und oft vergingen Monate, ohne daß ich ein weißes Gesicht zu sehen bekam. Ich schrieb zwar lange Briefe an meine Verwandten, und das erleichterte mein Gemüt etwas; aber es ist doch eine andre Sache, sich zu einem Menschen aussprechen zu können, der in derselben Weise gelitten hat. Meine guten alten Freunde, die großen Häuptlinge und Landeigentümer in Outwalh — obwohl ihre Wege sehr verschieden von den meinigen sind und ihre Haut dunkel ist, waren sie doch meine guten Freunde — erfuhren zwar, was mich betroffen hatte, und ihre Teilnahme that mir auch wohl, aber die meisten meinten, ich könnte ja eine andre Frau nehmen oder gar zwei, das schien ihnen ein so ganz natürlicher und vollständiger Ersatz. Sie hatten eben keinen Begriff von meinem Verlust.“

„Sie müssen ein furchtbar einsames Leben geführt haben,“ sagte der Kapitän, der den alten Herrn gern auf andre Gedanken gebracht hätte.

„Nicht, solange ich meine gute Frau hatte. Sie ritt mit mir auf die Jagd, saß neben mir, wenn ich eine Versammlung oder Gerichtssitzung abhielt, und war der beste Sekretär. Wohin ich auch ging, wo ich auch war, sie befand sich immer als Beistand an meiner Seite. Ich werde nie vergessen, wie wir einmal nach einem ganz abgelegenen Winkel meines Distrikts reisten — ich war der erste Engländer, der als Richter dahin geschickt wurde — und sie einen Tag vor mir ankam, um den Versammlungsplatz gehörig vorrichten zu lassen, während ich unterwegs verweilte, um noch mit einem der großen Häuptlinge Rücksprache zu nehmen. Die Leute, die ein Weißgesicht zu Pferde ankommen sahen, glaubten, ich sei es, und umdrängten die arme Frau so mit Bitten und Fragen, daß ihr angst und bange wurde, während andre darüber lachten, einen Sahib in Weiberkleidern und seitwärts auf dem Pferde sitzen zu sehen.

„Sophronia war indessen so klug, sich ganz still zu verhalten; denn hätten die Leute geahnt, daß sie eine Frau vor sich hatten, so hätten sie unverschämt werden können, obwohl sie ihnen unschätzbare Dienste zu leisten vermochte. Sie suchte in der Behandlung der Kranken ihresgleichen, vermochte den Häuptlingen mit gutem Rat in allen Verhältnissen zu Hilfe zu kommen und verstand sich auf die Abschätzung und Ordnung ihres Besitzes fast ebenso gut, wie ich. Außerdem war es abends so behaglich, meine alte Frau bei mir zu haben; denn niemand verstand es, den Abendtrunk so vorzüglich zu mischen, wie sie: nicht zu stark, nicht zu süß und gerade die richtige Menge Citronensaft. Ich werde nie wieder ein solches Glas Punsch trinken!"

Nach alledem stellte sich Charley Mrs. Smith als eine kleine, runde, lebhafte Frau vor, die gern lachte und eine Menge praktischer Eigenschaften besaß. Ob er wohl je die Farbenskizze zu Gesicht bekommen sollte, die Major Mortimer von ihr entworfen hatte?

Mr. Smith kam während der Reise so oft auf seine „gute Frau" zurück, als dies nur immer anging; aber er erwies sich auch als vortrefflicher Reisegefährte während der langen Tage an Bord des Schiffes, wo die meisten Menschen einander überdrüssig werden, oder sich so sehr für einen oder den andern interessieren, daß sie die übrige Gesellschaft tödlich langweilen. Er hatte die besten Jahre seines Lebens in den Bergen von Outwalh zugebracht und über einen Distrikt geherrscht, der größer war als die meisten Königreiche Europas, war hier Richter, Ratgeber, Freund, Anwalt und Doktor, oft auch Beichtvater der Männer gewesen, die — wie ehedem die alten Häuptlinge in Schottland oder die kleinen Könige Britanniens — die absolute Gewalt über Leben und Eigentum ihrer Unterthanen besessen und ein despotisches Regiment geführt, bis England sie gezwungen hatte, seine Oberherrschaft anzuerkennen. Hier hatte der kleine Mann zahllose Familienzwiste geschlichtet, versöhnend und ausgleichend in öffentliche streitige Angelegenheiten eingegriffen, manchen Racheakt verhindert, und dabei das Volk und sein einfaches Leben kennen und lieben gelernt. Er verstand sein Leid und seine Freuden wie sein tief religiöses Gefühl und wußte aus dem Leben der Bergvölker manche Geschichte zu erzählen, die romantischer, ergreifender und interessanter war, als sich irgend eine aus dem Kreise der blonden Aristokratie kultivierterer

Völker schreiben ließe. Auf den einsamen Höhen, in den zerrissenen Schluchten, die oft monatelang, wenn Regen und heftige Stürme die Gebirgspfade zerstört haben, kaum zugänglich sind, hatte der Kommissar manchen Freund gefunden, dessen Geschichte ihm ebenso vertraut war, wie seine eigene, und diese häufig miterlebten Historien, die dem englischen Beamten, der so fern von Post und Klub lebte, oft lange Zeit Bücher und Zeitschriften hatten ersetzen müssen, waren ihm in treuer Erinnerung geblieben. Er hatte die junge Generation aufwachsen und den Besitz der Väter antreten sehen, hatte ihr geholfen, ihn nutzbarer zu machen, indem er bessere Methoden des Landbaues eingeführt, bessere Wege und Straßen hatte anlegen lassen; ja er hatte sogar in den Familien und Heiratsangelegenheiten der Bevölkerung seines Distriktes eine beratende Stimme gehabt.

Was sollte dieser thätige Mann und Beamte mit sich und seiner Zeit anfangen, wenn er demnächst seiner Stellung enthoben und zu der Unthätigkeit eines einsamen Lebens in der Heimat gezwungen wurde, die ihm schon längst zur Fremde geworden war?

„Ich bin so rüstig und thatkräftig, wie nur je, und meine Erfahrungen gereichen dem Staate nur zum Vorteil," sagte er. „Dennoch werde ich übernächstes Jahr meinen Abschied erhalten, und irgend ein junger Mensch wird an meine Stelle kommen, um alles, was ich erstrebt und eingerichtet habe, durch Unverstand und Mangel an Sachkenntnis wieder aus dem Geleise zu bringen. Warum läßt man tüchtige und befähigte Männer nicht so lange in ihrer Stellung, bis sie sich als unfähig erweisen? Es wäre dann ja noch immer Zeit zu einem Wechsel."

Gegenwärtig begab sich Mr. Smith, wie er sagte, in Geschäften nach England, um sobald als möglich auf seinen Posten zurückzukehren und sich wahrscheinlich für den Rest seines Lebens am Himalaya niederzulassen.

„Manchmal habe ich schon darüber nachgedacht," fügte er hinzu, „ob es nicht doch vernünftig wäre, wieder zu heiraten, um einer Witwe meine Pension zu hinterlassen; denn es ist eigentlich ärgerlich, all die Jahre zu der Pensionskasse beigesteuert zu haben, ohne daß dies jemand zu gute kommt. Aber ich kann ja nicht erwarten, nochmal eine Frau zu finden, wie meine erste war, noch weniger aber, daß eine junge Dame, die mir etwa gefiele, auch Gefallen an mir finden

sollte. Der Gedanke an die Pension würde wohl für manche verlockend sein, das könnte mir aber nicht frommen. Na, wir werden ja sehen, wir werden ja sehen!"

Fünfzehntes Kapitel.

Als der Titularmajor Scott, geschmückt mit dem Viktoriakreuze, in seine Vaterstadt zurückkehrte, fand er die sonst so friedliche Bevölkerung in fieberhafter Aufregung.

Die Parlamentswahlen standen bevor. Lord Normingtons Arzt hatte seinem Patienten ein milderes Klima verordnet; sein Sitz war frei geworden und Konservative und Liberale, Mr. Chivers und Mr. Bootle, machten sich die Anwartschaft darauf mit allen Waffen streitig. Die Parteien überboten sich in gegenseitigen Verunglimpfungen und Verdächtigungen, während der eigenen Wählerschaft, namentlich von liberaler Seite, die schmeichelhaftesten Dinge gesagt wurden, die ihr eingingen wie mildes Oel und Honigseim. Die Lehre von dem „einzig berechtigten Adel", dem Adel der Gesinnung, der nur im Volke zu finden war, bei dem „in Purpur geborenen Volke", das, wenn erst in Wohlstand und Behagen „ein menschenwürdiges Dasein" führend, nicht mehr nötig hatte, vor „selbsüchtigen, mit Titeln geschmückten Schwachköpfen zu Kreuze zu kriechen", fand besonders unter den Pächtern, den kleinen Leuten und Beamten viel Anklang, und Ambrosius Scott, der — natürlich für Mr. Chivers — inmitten der Wahlbewegung stand, drängte sich nach und nach die Ueberzeugung auf, daß seine Partei einen ernstlichen Kampf zu bestehen haben würde. Allerdings waren die meisten der leitenden Persönlichkeiten auf konservativer Seite, und man konnte sich auf sie verlassen; aber dennoch, wer vermochte alle Möglichkeiten zu berechnen? Konnte nicht Krankheit oder Tod plötzlich die Reihen der Getreuen lichten und die so sichere Wahl gefährden?

In diesen Aengsten betrachtete Ambrosius die bevorstehende Ankunft seines Bruders als eine sehr glückliche Schickung. Das Wochenblatt des Städtchens hatte einen Berichterstatter, der die Provinz mit Neuigkeiten aus London versorgte, und aus seiner Feder brachte das Blättchen kurz vor dem

Eintreffen des Majors einen längeren Artikel, aus welchem hervorging, daß man in den besten Kreisen der englischen Hauptstadt seine Ankunft mit Spannung erwarte, und daß seine persönlichen Schicksale die lebhafteste Teilnahme wachriefen. Sein letzter, möglichst romanhaft ausgeschmückter Kriegszug gegen die aufständischen Bergvölker in Indien, der Verlust seiner jungen Frau, seine tiefe Trauer, sein Patriotismus wurden herangezogen, um das Interesse an ihm zu erhöhen, worauf man den Einwohnern von Bestminster zu Gemüte führte, daß dieser tapfere junge Offizier, dieser so treu trauernde Gatte, dieser mutige Soldat, welchen seine Königin mit dem höchsten Ehrenzeichen geschmückt, das sie zu verleihen hatte, dieser Mann, dem das Vaterland seinen Dank öffentlich dargebracht, aus ihrer Mitte hervorgegangen sei. Er gehörte zu keinem vornehmen Geschlecht, seine Familie führte kein stolzes Wappen — er war der Bruder eines einfachen, obwohl hochgeachteten Notars zu Bestminster, Sohn eines noch in bester Erinnerung stehenden Anwaltes derselben Stadt und Enkel und Urenkel hochachtbarer Advokaten desselben Namens, des bürgerlichen Namens Scott, der seit Menschengedenken in der ganzen Umgegend einen so guten Klang hatte.

Dagegen vermochte selbst Bootle nicht aufzukommen. Die Bürgerschaft von ganz Bestminster biß auf diesen Köder. Charley Scotts Ruhm war auch der ihrige, sein Viktoriakreuz gehörte ihnen mit. Konnte ein Mann, wie er, nicht noch Premierminister oder Höchstkommandierender werden, und was vermochte er dann für seine alten Freunde in Bestminster alles zu thun? Und hatten sie nicht oft genug sein vergrämtes Gesicht gesehen, nicht oft genug, ehe das Unglück ihn heimsuchte, sein vergnügtes Lachen gehört? Viele von ihnen erinnerten sich noch des Tages seiner Geburt, viele hatten ihn noch im Kinderkittelchen herumlaufen sehen, und alledem gegenüber trat die Politik in die zweite Reihe. Bootle, der den Helden dieser Geschichten und Erinnerungen nicht kannte und in der Sache nicht mitsprechen konnte, empfand, daß man ihm einen gewichtigen Schlag versetzt hatte — und gerade in diesem Moment traf Charley in Bestminster ein.

Sein Herz wurde weit und warm, als der Zug in dem wohlbekannten Bahnhof hielt und er die Menge befreundeter Gesichter sah, die ihn umdrängten und willkommen hießen.

Da waren Ambrosius und Anna, der Vikar mit den Knaben, und ein wenig im Hintergrunde Mary mit den beiden Mädchen, die jetzt lange Kleider trugen und zum Zeichen, daß sie den Kinderschuhen entwachsen, sehr modern hoch frisiert waren.

Das konnte man wirklich eine Heimkehr nennen, und es lohnte wohl, die weite Reise zu machen, um nun alle die ausgestreckten Hände zu drücken und die lieben Stimmen zu hören. In einem Augenblicke waren die Jahre der Trennung überbrückt, und das momentane Befremden über die kleinen Veränderungen, die einer am andern wahrnahm, ebenso schnell überwunden. Augen und Blicke waren noch dieselben — das leicht ergrauende Haar, die tiefer und entschiedener gewordenen Linien der Gesichter, die etwas dunklere Färbung der Haut verschwanden schon nach der ersten Begrüßung, jeder war wieder, wie er im Gedächtnis des andern geblieben, und die alten Freunde wanderten glücklich plaudernd miteinander heimwärts, als wären sie erst gestern den Weg zusammen gegangen.

Ambrosius trug dafür Sorge, daß die Auslassung des Wochenblättchens seinem Bruder nicht zu Gesicht kamen, und so konnte Charley in glücklicher Unwissenheit über die lächerliche Lobhudelei des Londoner Korrespondenten die freundliche Begrüßung, die ihm überall zu teil wurde, in voller Unbefangenheit erwidern. Man lud ihn auch zu den Wahlversammlungen ein, aber er war zu lange außer Landes gewesen, um sich dafür zu interessieren. Er bewunderte Beaconsfield und Gladstone in gleicher Weise, nannte den einen Phantasie, den andern Verstand, und meinte, sie seien beide nötig, um das richtige Gleichgewicht herzustellen. Weitere Zugeständnisse vermochte man nicht von ihm zu erlangen.

Mary, die, ohne recht zu wissen, warum, eine strenge Konservative war, versuchte zwar, ihm die großen Vorteile, welche ihre Partei vor der andern voraus hatte, klar zu machen, erreichte aber so gut wie nichts. Charley pflichtete ihr in manchen Punkten bei, bestritt ihre Ansicht in andern, und gab seinem Bruder hin und wider Anlaß zur ernsten Besorgnis, er könne seine Stimme schließlich zu gunsten des liberalen Kandidaten abgeben.

„Dieser Bootle ist gar kein so übler Mann!" bemerkte Charley eines Tages. „Ich treffe ihn zuweilen am Billard, und habe mich ausführlich von ihm über seine Ansichten belehren lassen. Er ist der Meinung, daß jeder Familienvater

doppelt so viel brauche, also auch doppelt so hoch bezahlt werden müsse, als ein lediger Arbeiter, und darin gebe ich ihm vollkommen recht."

„Unsinn!" rief Ambrosius ärgerlich. „Hast du etwa Lust, deine Bedürfnisse doppelt so teuer zu bezahlen, weil es deinen Lieferanten, deinem Schuster und Schneider einfällt, sich zu verheiraten?"

„Nein," entgegnete Charley mit schlauem Lächeln, „ich würde dann nur unverheiratete Leute beschäftigen und es den Familienvätern überlassen, ihre Kundschaft den Verheirateten zuzuwenden."

Bei alledem konnte sich Ambrosius nicht entschließen, seinem Bruder kurz und bündig die Frage vorzulegen: „Hast du die Absicht, mit uns oder gegen uns zu stimmen?" Glücklicherweise kam es Mr. Chivers gar nicht in den Sinn, daß ein Verwandter seines Rechtsanwalts auch nur im Traume daran denken könne, von den Traditionen der Familie abzuweichen, und so blieb es Ambrosius wenigstens erspart, mit seinem Auftraggeber über den Fall zu unterhandeln.

Major Scott war noch nicht drei Tage wieder daheim, als Herr, Frau und Fräulein Chivers in ihrer großen, mit sehr hochtrabenden Pferden bespannten Karosse vor der Gartenpforte seines Landhäuschens vorfuhren, um ihm ihren Besuch abzustatten. Der Major war zu Haus, empfing die Besucher an der Thür, und sah so hübsch und vornehm aus, daß Miß Chivers das lebhafteste Bedauern empfand, ihn nicht eigentlich als zu ihrem Kreise gehörend betrachten zu können, und ihre Mutter sofort die Ueberzeugung gewann, daß eine Gönnermiene und ein herablassender Ton hier durchaus nicht am Platze sein würden. Das hübsch eingerichtete Empfangszimmer mit den überall umherstehenden gefüllten Blumenvasen, sowie der reizend servierte, allerlei Leckerbissen bietende Nachmittagsthee, der bald aufgetragen wurde — „ganz, als ob sich das von selbst verstände," wie Mrs. Chivers sich später ausdrückte — steigerte noch ihre Verwunderung.

„Jetzt, lieber Major, können Sie doch nicht mehr behaupten, Sie wären nicht im stande, Einladungen anzunehmen," sagte Mr. Chivers, nachdem er sich eine zweite Tasse Thee ausgebeten hatte.

„Sie müssen uns bald einmal besuchen und gleich Ihre

Morgenpantoffeln mitbringen. Mein Sohn wird in dieser Zeit Urlaub nehmen und für einige Wochen nach Hause kommen. Da haben Sie einen Gesellschafter, mit dem Sie Garnisongeschichten austauschen können. Vorerst aber sagen Sie, wann Sie einmal mit Ihrem Bruder und Ihrer Schwägerin bei uns essen wollen. Sie sehen, ich habe die Lehre, die Sie mir gegeben, nicht vergessen. Aber wir, Ambrosius und ich, sind alte Freunde, und gewöhnt, uns allerlei Freiheiten gegen einander zu gestatten. Oder würde es Ihnen vielleicht recht sein, noch einige andre Leute dabei zu sehen? Man kommt nicht alle Tage zu der Ehre, einen Ritter des Viktoriakreuzes zu Tisch zu haben, und muß daraus so viel Kapital schlagen, als nur immer angeht."

Alles dies klang sehr gütig und schmeichelhaft, und als Charley Mr. Chivers Worte seinem Bruder wiedersagte und dabei die Liebenswürdigkeit des alten Herrn anerkannte, fing Ambrosius aufs neue an, Hoffnung für die Wahl zu schöpfen.

„Mama muß zu dem Mittagessen aber ein neues Kleid haben, und du, Papa, kannst auch nicht mehr in dem alten Frack mit den Schwalbenschwanzflügeln gehen, auch nicht in Handschuhen, die an jeder Fingerspitze einen Knopf bilden," sagte eines der Mädchen.

„Wenn ein neues Kleid vonnöten ist, so wirst du eine Entschuldigung für dich ausfindig machen müssen, Anna," entgegnete Ambrosius, plötzlich aus der Heiterkeit in Ernst übergehend. „Du kannst ja Kopfweh vorschützen. Was meinen Frack und meine Handschuhe anbetrifft, Miß Johanna," fügte er dann, zu seiner Tochter gewendet, in schärferem Tone hinzu, „so wirst du, wenn du erst älter bist, begreifen, daß Kleider nicht immer Leute machen, sondern daß es auf die Manieren ankommt. Mein Frack ist allerdings etwas altmodisch," fuhr er, zu seinem Bruder sprechend, in jovialem Tone fort. „Es ist noch der unsres seligen Vaters. Ich bin von seiner Statur, und er hat ihn nur ein einziges Mal getragen. Der alte, liebe Frack, ich halte schon um der Erinnerung willen viel auf ihn."

„Bitte, Onkel Charles, rede doch Papa zu, sich wie andre Leute anzuziehen, schon aus Rücksicht für uns," rief Anny. „Er muß einen ordentlichen, modernen Frack haben. Und die abscheulichen altmodischen Diamantknöpfe, die er trägt! Jetzt, da wir erwachsen sind, sollte er doch solche Sonderbarkeiten vermeiden!"

„Gut, ich will mir einen neuen Frack kaufen, wenn du ihn bezahlst," versetzte Ambrosius. „Oder besser, ich will einen Handel mit dir machen. Ich kaufe mir einen Frack, aber du bekommst nächsten Winter kein neues Jaquet. Bist du damit zufrieden?"

Anny sah ihre Schwester an. Konnte sie ein solches Opfer bringen?"

„Die Aermel waren schon letzten Winter zu kurz," murmelte die eine.

„Und das alte Jaquet sitzt auf dem Rücken so schlecht," flüsterte die andre.

„Aber du kannst doch wenigstens der Mama ein neues Kleid kaufen," rief Johanna. „Sie hat ihr gutes Kleid seit fünf Jahren in allen Gesellschaften getragen — die Leute lachen nachgerade darüber. Und absagen kann sie diesmal auch nicht, denn sie muß doch einmal Gelegenheit haben, die hübschen Schmucksachen zu tragen, die ihr Onkel Charley mitgebracht hat."

Ambrosius sah sich im Kreise um; er fing an, zu fühlen, daß seine Töchter ihm über den Kopf wuchsen; da kam ihm ein rettender Gedanke.

„Charles, vielleicht kann ich mit dir einen Handel machen!" rief er. „Versprich mir, deine Stimme für unsre Partei abzugeben, und ich will Anna und mich in einen Glanz werfen, daß ihr eure helle Freude daran haben sollt."

„Gut," versetzte Charley ohne Bedenken, „aber die Mädchen müssen bei der Wahl des Kleides für die Mama vollständig freie Hand haben!"

„Abgemacht!" rief Ambrosius, der sich bei dem Gedanken an den Preis, den er für diese Stimme zahlen mußte, vom Schwindel gepackt fühlte. „Aber nun, Charley, sage mir einmal ganz offen und aufrichtig, ob du je daran gedacht hast, gegen uns zu stimmen?"

„Kein Gedanke. Ich würde meine Stimme doch nicht gegen dich abgegeben haben, mein Alter, obgleich ich mir aus eurem Kandidaten nicht das geringste mache."

Ambrosius verließ ärgerlich das Zimmer. Er hatte teuer gekauft, was er umsonst hätte haben können.

Am ersten Sonntage nach seiner Rückkehr speiste Charley zu früher Stunde bei seinem Bruder und verbrachte die heißen Nachmittagsstunden mit Mary und seinen Nichten im Garten. Er hatte gleich anfänglich die Absicht ausgesprochen,

dem Abendgottesdienste in Normington beizuwohnen, und suchte nun die drei zum Mitgehen zu bewegen. Er schlug vor, erst in seinem Landhause Thee zu trinken, und dann von dort in die Kirche zu gehen, empfing aber von allen Seite eine abschlägige Antwort. Mit besonderer Energie sprach sich Mary gegen den Plan aus.

„Ich habe Sie doch oft einen doppelt so weiten Weg machen sehen, ohne daß Sie sich über Müdigkeit beklagten," sagte er, über ihren Ton verwundert.

Mary wurde rot, und die beiden Mädchen erröteten ebenfalls.

„Ein andres Mal wollen wir's so machen — heute ist's zu heiß," gab sie zur Antwort.

„Ich gehe zwar nicht gern allein, aber wenn's sein muß, so muß es eben sein!" sagte Charley.

Ambrosius, der eben in den Garten getreten war, erbot sich zum Erstaunen seines Bruders, ihn zu begleiten. Im ganzen ging Ambrosius Sonntags nicht gern spazieren; denn er meinte, dieser Tag gehöre recht eigentlich dem „Gevatter Schneider und Handschuhmacher" der Stadt, und setzte voraus, es müßte solchen Leuten unangenehm sein, auch an diesem, ihrem einzigen Erholungstage Höhergestellten, die auf sie herabblickten, zu begegnen. So begab er sich denn an den Sonntagen nur zweimal an der Spitze seiner Familie nach der Kirche, und brachte die übrig Zeit in seinem Privatkabinett zu, wo er, mit einer aufgeschlagenen Bibel vor sich auf dem Tische, die langweiligen Stunden zu verschlafen pflegte. Sein Anerbieten, den Bruder zu begleiten, wurde selbstverständlich angenommen, versetzte aber die kleine Gesellschaft nur in eine noch beklommenere Stimmung.

Die Sache war die, daß Ambrosius seinem Bruder eine Ueberraschung bereitet hatte, von der er sich eine angenehme Wirkung versprach. Er hatte in der Kirche von Normington unter der Marmorplatte, welche Namen und Todestag der Stiefmutter verewigte, eine ähnliche Tafel zum Gedächtnis seiner jung verstorbenen Schwägerin anbringen lassen, die — als Hinweis auf die Art ihres Todes — ein untergehendes marmornes Schiff im letzten Kampfe mit marmornen Wellen von ungeheurer Größe darstellte. Die weiblichen Glieder der Familie waren über die Wirkung dieser Schilderung auf Charley andrer Meinung, als er. Sie fürchteten, der Anblick würde den Major in sehr schmerzlicher Weise

erregen und erschüttern, und hatten deshalb abgelehnt, mit ihm zu gehen, aber doch auch nicht gewagt, ihn auf die Ueberraschung vorzubereiten.

So gab sich denn Charley, den die Begleitung des Bruders erfreute, alle Mühe, ihm den Weg angenehm zu verkürzen, indem er Gesprächsgegenstände wählte, die Ambrosius interessierten, und mit aller Aufmerksamkeit den Schilderungen lauschte, die der Bruder von dem frevelhaften Beginnen und den abscheulichen Absichten Bootles und seiner Partei, sowie von den Vorzüglichkeiten und Verdiensten der Konservativen entwarf. Auf diese Weise waren sie im besten Einvernehmen vor der Kirche angekommen; aber sie hatten sich ein wenig verspätet, und der Gottesdienst war bereits angegangen, als sie sich auf ihren Plätzen gerade gegenüber dem mächtigen normännischen Pfeiler niederließen, wo sich die Gedenktafel der zweiten Mrs. Scott befand.

Ambrosius beobachtete Charley genau, um sich an dem voraussichtlich angenehmen Eindruck zu weiden, den seine liebenswürdige Aufmerksamkeit auf den Bruder hervorbringen mußte; aber er hatte eine ganze Weile zu warten. Charles erhob während des Eingangsgebetes die Augen nicht von dem Buche; erst als Gesang und Orgelspiel begannen, lehnte er sich zurück und blickte nach dem Pfeiler hinüber. Ambrosius sah, wie dem ersten liebevollen Ausdrucke, mit welchem das Auge des Sohnes auf Namen, Geburts- und Todestag der Mutter haftete, ein Blick peinlichster Bestürzung folgte und sein Gesicht gleichsam in tödlichem Schrecken erstarrte, als er nach und nach alle Einzelnheiten der darunter befindlichen Tafel wahrnahm. Und dennoch war nach Ambrosius' Meinung die Tafel wunderschön, sowohl was den Gedanken, wie die Ausführung betraf; sie war ein so taktvoller Achtungsbeweis für die Tote und eine so zarte Aufmerksamkeit für den Lebenden, der dadurch nur um so fester an die Partei seines Bruders gefesselt werden mußte. Zugleich war es ein wirklicher Meisterstreich gewesen, um die Stimme eines in seiner Meinung schwankenden Bildhauers zu gewinnen, dem man damit gezeigt hatte, auf welcher Seite er die Butter zu seinem Brote zu suchen habe.

„Was hätte es wohl Tröstlicheres für den trauernden Witwer geben können, als dies Denkmal?“ fragte sich Ambrosius, während er den schmerzlichen Kampf in den Zügen seines Bruders beobachtete, als dieser las:

„Zum Gedächtnisse Johanna Scotts, der vielgeliebten Gattin des Majors Scott, Ritters des Viktoriakreuzes, die auf der Ueberfahrt von Bombay beim Schiffbruche der ‚Elephanta‘ im September 18— im Alter von neunzehn Jahren ihren Tod fand. Die Wogen der See sind mächtig, aber mächtiger ist Gott der Herr, der sie regiert.“

Daran konnte Charles doch nichts verdrießen. Höchstens hätte er vielleicht wünschen können, daß ihr Vatersname hinzugefügt worden wäre. Freilich ahnte Ambrosius, der mit dem Eindrucke sehr zufrieden war, nichts von dem qualvollen Aufruhr der Gefühle, den er im Herzen des jungen Mannes wachgerufen hatte, nichts von dem damit wechselnden Aerger, in eine ihm gestellte Falle gegangen zu sein und nun hier von der versammelten Gemeinde auf sein Unglück und seinen Schmerz hin angestarrt zu werden, wie ein seltenes Tier. Das war grausam, mehr als grausam von dem Bruder. Hatte er denn nicht wiederholt abgelehnt, Jenny einen Gedenkstein errichten zu lassen, weil er noch immer nicht an ihren Tod zu glauben vermochte? Wer in der Welt hatte das Recht, seine Ueberzeugung Lügen zu strafen?

Als der Gottesdienst zu Ende war, blieb Charles sitzen, bis sich außer ihm, Ambrosius und einer alten Frau, welche die Sitzkissen umwendete, niemand mehr in der Kirche befand.

„Wer hat das Ding da anbringen lassen?“ fragte er dann, auf die neue Marmortafel deutend.

Charley hatte sich oft vor Ambrosius gefürchtet. Jetzt war die Sache umgekehrt. Der ältere Bruder zitterte fast vor dem jüngeren.

„Bist du nicht damit einverstanden?“ fragte er. „Ich ließ die Tafel dir zu liebe machen — wahrhaftig! Sie ist vom besten carrarischen Marmor, und die Buchstaben echt vergoldet — ganz allein mein Werk, Charles, und bezahlt auf Heller und Pfennig. Ich hoffe, du nimmst sie als ein brüderliches Geschenk von mir an. Ich wollte Johanna ihren Platz inmitten unsrer Familie und ihrer Erinnerungsstätten anweisen; denn ich bin überzeugt, sie wäre mir teuer und lieb geworden, wenn ich sie kennen gelernt hätte. Ich dachte, du würdest die gute Absicht freundlicher aufnehmen.“

„Du hast es ohne Zweifel gut gemeint,“ zwang sich Charley zu sagen; dann verließ er die Kirche.

Stumm und die Grüße der Vorübergehenden nur kurz

erwidernd, schritten die Brüder durch die Straßen der kleinen Stadt. Erst als sie draußen auf der freien Landstraße waren, begann Charley von neuem: „Du hast es ohne Zweifel gut gemeint; aber wenn ich an Jennys Tod glauben könnte, hätte ich ihr längst selbst einen Gedenkstein setzen lassen."

Ambrosius fiel bei diesen Worten eine Last vom Herzen, aber sie setzten ihn gleichzeitig in helle Verwunderung. Des Bruders Arm ergreifend, rief er: „Und was glaubst du wohl, was aus ihr geworden sein könnte?"

„Das läßt sich nicht so mit einem Worte sagen, aber ich bin nicht im stande, an ihren Tod zu glauben."

„Aber liebster Charles!" rief Ambrosius, indem er seinen Hut lüftete und den milden Abendwind durch sein spärliches Haar wehen ließ. Er begriff nicht, wie sein Bruder sich einer Thatsache verschließen konnte, an der kein Mensch mehr zweifelte, und verstand ebenso wenig, welchen schweren Schlag er Charley beigebracht hatte, während dieser den Mangel an Zartgefühl, den Ambrosius bei dieser Gelegenheit bekundete, sehr peinlich empfand.

Charley befand sich, während er neben seinem Bruder dahinschritt, in einem Zustande großer, nervöser Aufregung. Sein Gefühl lehnte sich gegen jedes Wort auf, das ihm eine Hoffnung raubte, die doch, wie er sich selbst sagte, eine so hinfällige war. Er zürnte dem Bruder, der die Grabschrift verfaßt, dem Publikum, das sie mit neugierigen Augen las; am meisten aber war er gegen sich selbst erbittert, denn er wußte, daß sein Bruder und die Stimme der öffentlichen Meinung recht hatten. Als er dort gesessen und die Inschrift an der Tafel gelesen hatte, war er, gegen seinen Willen, zu der Ueberzeugung gelangt, daß er sich als Witwer betrachten müsse. Jenny war ihm für immer verloren. „Die Wogen der See waren mächtig," sie hatten die Geliebte verschlungen und sie in ihren Tiefen begraben für ewige Zeiten. Ja, sie war tot, und Ambrosius hatte ihm das bewiesen. Die Gedenktafel war würdig und schön — er hätte längst an ein solches Erinnerungszeichen denken sollen.

„Du hast es ohne Zweifel gut gemeint!" wiederholte er noch einmal.

Jetzt fühlte sich Ambrosius vollends getröstet; er begann nun, dem Bruder zu erzählen, wie man anfänglich über den Gegenstand, den die Tafel darstellte, hin und her beraten, wie man sich endlich geeinigt und den Plan ausgeführt habe,

und wie alles das vor Mary geheim gehalten worden sei, bis er sie am vorigen Sonntage mit der vollendeten Thatsache überrascht habe.

Charley lächelte, aber es war kein heiteres Lächeln. Er wußte jetzt, warum ihn Mary nicht hatte zur Kirche begleiten wollen.

Die Brüder schieden in gutem Einvernehmen, aber Charles lehnte es ab, zum Abendessen mit nach Westminster zu gehen. Als er später seine Schwägerin und seine Nichten wiedersah, war von der Gedenktafel nicht die Rede. Nur dem Vikar konnte er sein Herz eröffnen, nur ihm sagte er, wie ihm zu Mute war.

* * *

Der Sommer verfloß dies Jahr in Westminster ziemlich langweilig. Die Gesellschaft hatte sich infolge der Wahlen in Parteien gespalten und war zu wenig zahlreich, um das zu vertragen. Da man nicht daran denken konnte, die feindlichen Parteien zu gelegentlichen Festen und Lustbarkeiten zusammenzubitten, so unterließ man es überhaupt, solche zu veranstalten, und die Tage fingen an, auf Charley zu lasten. Selbst die Aufregung über das Mittagessen in Chivers Park hätte nicht ewig vorhalten können, auch wenn die Sache dem Major nicht an und für sich langweilig gewesen wäre. Der junge Chivers, der früher so oft die Kirche in Westminster besucht hatte, um dort Miß Latimer anzustarren, und dabei den Lack von seinem Stockknopfe zu saugen, war zwar rechtzeitig zu dem Ereignisse eingetroffen, aber da er älter als Charley und noch immer Lieutenant war, verdroß ihn das etwas überlegene Wesen des andern. Dennoch that er als Mann von Welt — er war der Sohn seines Vaters — sein möglichstes, sich dem Gaste angenehm zu machen, und begann, als die Damen sich zurückgezogen hatten und die Herren noch bei Wein und Cigarren saßen, von der Schulzeit und ihren damaligen kleinen Erlebnissen zu reden.

Dabei wurden eine Menge Namen genannt. Man sprach von den Schulkameraden, sowie von den jungen Mädchen aus damaliger Zeit, und was aus diesem oder jenem geworden sei, wen diese oder jene geheiratet hätte, und endlich wurde auch Miß Latimer erwähnt.

„Ich sah sie neulich, als ich durch Westminster fuhr,“ sagte Lieutenant Chivers, „und wahrhaftig — ich weiß nicht,

wie sie es macht — aber sie scheint immer schöner zu werden, je älter sie wird. Sie muß doch älter sein, als Sie und ich, wenigstens habe ich das damals immer geglaubt."

Charley fühlte sich unangenehm berührt.

„Sie wird in jedem Alter so hübsch sein, als sie liebenswürdig ist," gab er steif zur Antwort.

Sobald er das gesagt hatte, bereute er es auch; denn der junge Chivers sah ihn mit einem Blicke an, der ganze Bände sprach, und ging dann zu einem andern Gesprächsthema über.

„Ein herrlicher Abend!" rief Ambrosius, als sie nach Hause fuhren. „Miß Chivers ist ein reizendes Mädchen! Halte nur dein Herz fest, Charles. Sie hat, wie man sagt, schon Leute mit großen Titeln ausgeschlagen. Und auch der junge Marmaduke ist ein sehr angenehmer Mensch, nicht?"

Ambrosius war sehr vergnügt, stieß seine Frau mit dem Ellbogen an, sagte ihr allerlei Schmeichelhaftes über ihr Aussehen, wie über ihre angemessene Haltung, gab ihr Ratschläge, wie sie ihr neues Kleid aufhängen müsse, um Brüche zu vermeiden, und benahm sich überhaupt so, daß sich Charley nicht gewundert haben würde, wenn seine Schwägerin versucht hätte, ihren Mann aus dem Wagenfenster zu werfen.

Auch den nächsten Tag hatte der Major seinen Aerger. Er besuchte, wie er täglich zu thun pflegte, Mary Latimer, und fand bei ihr seinen Schulfreund Marmaduke, der alles mögliche that, um sich von seiner unwiderstehlichsten Seite zu zeigen. Mary lachte und plauderte mit ihm von vergangenen Zeiten, wobei ihre Augen vor Schelmerei strahlten. Sie hatte den jungen Mann immer auf sein richtiges Maß geschätzt, und unter dem bestrickenden Zauber ihrer Liebenswürdigkeit kam seine ganze frühere Narrheit wieder zum Durchbruch.

Bald nach Charleys Eintritt erhob sich Lieutenant Chivers, um zu gehen. Er lehnte es ab, zum Thee zu bleiben, und es ließ sich nicht verkennen, daß die Ankunft des Majors ihn verscheuchte. An der Thür stolperte er beinahe über Anna und Johanna, welche kamen, um sich wegen eines Picknicks am Strande mit Mary zu besprechen.

Anny war zu einem sehr schönen, blondhaarigen, schwarzäugigen Mädchen herangewachsen. Sie hatte gelernt, sich vorteilhaft zu kleiden, und betrachtete sich selbst als weit über dem übrigen weiblichen Teile der Bevölkerung von Best-

minster stehend. Sie hatten von ihrem Aufenthalt in London „Ansichten und Ideen“ mitgebracht und kannte gegenwärtig keinen lebhafteren Wunsch, als den, jedermann von ihrer Ueberlegenheit zu überzeugen. Johanna war ihre gehorsame Sklavin, aber Vater und Mutter ließen sich nicht so leicht regieren. Es war ihr allerdings gelungen, ohne großen Widerspruch das alte Empfangszimmer um und um zu stürzen und auf moderne Weise einzurichten, aber in andern Dingen drang sie weniger schnell durch. So gab z. B. jede Mahlzeit Gelegenheit zu einem Kampfe zwischen ihr und dem Vater, der die Notwendigkeit einer hohen Blattpflanze in der Mitte des Tisches nicht einsehen wollte. Er behauptete, ein Eßtisch sei eben nur zum Essen und zum Aufstellen der Speisen da, und er wolle sein Gegenüber, sowie die an der andern Seite des Tisches stehenden Schüsseln sehen können. Die unglückliche Pflanze wurde während der Mahlzeit häufig auf dem ganzen Tische hin und her geschoben, wie eine Schachfigur, bis sie endlich den letzten und einzigen Ruheplatz neben Annys eignem Teller fand.

Als Mr. Chivers gegen die beiden jungen Mädchen stieß und hörte, wer sie seien, fand er es angemessen, wieder in das Zimmer zurückzukehren, sich nochmals niederzusetzen und um Entschuldigung seiner Ungeschicklichkeit zu bitten. Als er von dem Zwecke ihres Kommens hörte, versuchte er eine Weile, durch indirekte Anspielungen eine Einladung herauszuschlagen, und da ihm das nicht gelang, bat er offen um eine solche.

Als sich dann die beiden Mädchen entfernten, um noch andern Teilnehmern an dem Feste Bescheid zu bringen, begleitete er sie.

„Es ist doch kaum zu glauben!“ rief Mary, als die drei sich außer Gehörweite befanden. „Sie wissen, welche stille kleine Maus Anny noch vor kurzem war, und jetzt hat sie ein Wesen! Es ist wirklich reizend mit anzusehen.“

„Diesem Dummkopf gegenüber fand ich es nun eben nicht spaßhaft. Sie wird doch nicht etwa Absichten auf ihn haben?“ versetzte Charley.

„Machen Sie sich keine Sorge. Sie wetzt an ihm nur ihre Waffen. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß der junge Moore ihr nachgeht?“

„Wie? Ambrosius' politischer Gegner? Daraus kann natürlich nichts werden!“

„Das möchte ich nicht behaupten. Der junge Mann hat große Aussichten, und Ambrosius versteht es, seine politischen Ueberzeugungen bei Gelegenheit in die Tasche zu stecken. Außerdem ist Moore ein sehr gemäßigter Liberaler, und wenn er erst Großgrundbesitzer ist, wird er schon mit dem Strom schwimmen."

„Anny ist also zum heiratsfähigen Mädchen herangewachsen — wie alt müssen wir dann geworden sein, Mary!" bemerkte Charley nachdenklich.

„Bitte, in diesem Falle sprechen Sie nur von sich und für sich allein!" rief Mary, lustig lachend. „Nein," setzte sie dann ruhig hinzu, „ich fühle mich wirklich noch gar nicht alt, obgleich ich älter bin, als Sie. Oder besser gesagt, ich finde das Leben schöner und genußreicher, seitdem die Jugend mit ihrem himmelhoch jauchzen, zum Tode betrübt sein vorüber ist."

Charles betrachtete die Jugendfreundin in aller Muße. Freilich war sie älter als er, und er hatte das dreißigste Jahr bereits überschritten, war schon ein Mann in „gesetztem" Alter, aber noch keine harte Linie, kein vertiefter Zug in Marys lieblichem Gesicht verriet ihre Jahre. Nur wenn ihre Mienen in vollständiger Ruhe waren, vermochte man vielleicht die erste Andeutung eines Netzes feiner Fältchen unter den Augen zu bemerken, ein Zeichen heißer Thränen, die vor nicht gar langer Zeit geflossen waren; aber jetzt, als Charley in ihr liebes aufwärts gewendetes Antlitz blickte, nahm er auch diese kleinen verräterischen Zeichen nicht wahr. Ihre ganze Erscheinung trug den Stempel reifer Schönheit und blühender Frische, schien noch nicht von den leisesten Schatten des Niederganges berührt, und während seine Augen noch, wie sie wohl fühlte, voll Befriedigung auf ihr ruhten, stieg ein lebhafteres Rot in ihren Wangen empor. In diesem Augenblick tauchte Marmaduke Chivers wieder vor dem nach dem Garten führenden Fenster auf.

„Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich störe," rief er, eine herausfordernd ernste Miene annehmend, „aber Mrs. Scott will Miß Latimer sofort sprechen, und ich erbot mich, die Bestellung zu überbringen."

Damit drehte er sich um, als sei er sich bewußt, bereits zu lange hier verweilt zu haben, und lief eiligst davon.

„Gewiß noch eine Besprechung wegen des Picknicks!" rief Mary, und Charley folgte ihr nach dem Hause seines

Bruders, während er „diesen Esel von Chivers“ samt seiner dummen Bestellung in das Land wünschte, wo der Pfeffer wächst.

Sechzehntes Kapitel.

Es war aus den schon angegebenen Gründen allerdings unmöglich gewesen, ein großes Picknick zu stande zu bringen; aber Onkel Will und Charley vertraten die Ansicht, ihre eignen Familien mit Hinzurechnung von Miß Latimer und zweier älterer befreundeter Damen, die man dazu aufgefordert hatte, genügten, um sich einen vergnügten Tag zu machen, und jetzt, nachdem Mr. Marmaduke Chivers gebeten hatte, von der Partie sein zu dürfen, hatte auch Anny ihren Widerstand gegen ein Picknick in so bescheidenen Verhältnissen aufgegeben. Ambrosius wollte erst auf dem Festplatze selbst mit der übrigen Gesellschaft zusammentreffen, denn er hatte die Absicht, den Nachmittag durch einen Besuch bei zwei Farmern auszunutzen, die am Wege wohnten und noch schwankten, für welchen Parlamentskandidaten sie sich entscheiden sollten. So brach er denn schon eine Weile vor den übrigen auf und zwar in einem Aufzuge, der seinen Eindruck nicht verfehlen konnte. Er war angethan mit einem hohen Cylinderhut, dessen Alter und Mode jenseits des Erinnerungsvermögens seiner Töchter lagen, einer langen weißen Weste, einem Alpakarocke und einem Paar schwarzer Handschuhe, die noch von dem letzten Leichenbegängnisse herrührten, dem er beigewohnt hatte. Ein Paar sehr geräumiger gelblederner Strandschuhe vervollständigten dies Kostüm.

Anny war in Verzweiflung.

„Mama, laß Papa so nicht ausgehen,“ rief sie. „Er sieht ja schrecklich aus. Auch seine Haare sollte er schneiden lassen. Wie kann man sich nur zu einer solchen Vogelscheuche machen. Was soll der junge Chivers denken?“

Ambrosius drehte sich um und warf seiner beinahe weinenden Tochter mit den schwarz behandschuhten Fingerspitzen einen Kuß zu.

„Ich werde mich immer in deiner Nähe halten, liebes Kind, dann hat Marmaduke gewiß kein Auge für mich,“ sagte er schalkhaft.

Der Vikar, der gerade dazu kam, als die kleine Plänkelei zwischen den beiden stattfand, nahm die Sache ernster.

„Anny, du bist eine eingebildete kleine Gans — noch dazu eine recht unehrerbietige, vorlaute kleine Gans!“ bemerkte er in ziemlich strengem Tone.

Anny war empört. Man hatte ihr für dies Picknick sonst in allen Dingen den Willen gethan. Die Mutter hatte ihr erlaubt, das beste Theegeschirr einzupacken, anstatt des alten zusammengestoppelten, das sonst für solche Gelegenheiten als gut genug betrachtet wurde. Die schwache Frau hatte sich sogar bestimmen lassen, ihren besten, für diese Partie recht unzweckmäßigen Staatshut aufzusetzen, anstatt des großen Gartenhutes, der sie der Unbequemlichkeit, einen Sonnenschirm mitzunehmen, überhoben hätte — und nun mußte Anny im letzten Moment erleben, daß ihr Vater sich zur „Vogelscheuche“ machte und Onkel Will sie auch noch tadelte und ihr Unrecht gab.

Beim Aufbruch fand sich noch ein andrer ärgerlicher Stein des Anstoßes.

Man hatte ausgemacht, daß Mrs. Scott, die beiden eingeladenen Damen, und die Zwillinge — die Zwillinge auf dem Bock sitzend — in der Viktoria des Vikars zum Picknickplatze mitnehmen sollte. Mary wollte Anny und Johanna in ihrem Ponyphaethon fahren, und Charley beabsichtigte, den Vikar in einem Gig hinauszukutschieren, das er im Gasthause geliehen hatte. Als er indessen vorfuhr, erklärte der Vikar, er werde sich dem glasäugigen Tiere, das in der Deichsel ging, nicht anvertrauen.

„Das Vieh kenne ich!“ rief Onkel Will. „Wie konnten Sie sich nur dies kuhhäckige, stutzschwänzige, spatlahme, scheue, bockende, abscheuliche Ungeheuer aufhängen lassen, Charley?“

Charley versicherte, das Pferd sei durchaus kein Ungeheuer, obwohl sein Aussehen nicht das beste wäre, und außerdem — mochte es sich mit den Eigenschaften der Rosinante verhalten, wie es wollte — sie war das einzige Pferd, das er hatte bekommen können, alle andern waren bereits vergeben gewesen.

Trotzdem weigerte sich der Vikar ganz entschieden, aufzusteigen, und machte Charley Vorwürfe, daß er sich nicht rechtzeitig um ein anständiges Pferd bemüht habe.

Charles war ärgerlich. Er hatte sich auf die Fahrt mit

dem Freunde gefreut und fand es lächerlich, mit einem Pferde nicht fahren zu wollen, bloß weil es häßlich war.

„Gut, gut, dann richten wir uns anders ein," sagte er. „Wer will sich mir anvertrauen? Allein möchte ich nicht fahren. Das ist nicht vergnüglich."

Beide Mädchen erboten sich, aber ihre Mutter machte ein besorgtes Gesicht, und Charley wollte ihr keine Unruhe bereiten. Die beiden befreundeten Damen waren schon ältlich, und die Zwillinge konnte man doch unmöglich in einen Wagen setzen, dem sich ihr eigner Vater nicht anvertrauen wollte. Mary bemerkte Charleys enttäuschtes Gesicht und erbot sich nach momentanem Zögern, mit ihm zu kommen.

„Mr. Chard kennt meinen Bobby, er kann an meiner Stelle fahren, und damit ist die Geschichte in Ordnung. Ist's Ihnen so recht, Charley?" setzte sie fragend hinzu.

Charles' Gesicht erheiterte sich.

„Sie sind ein ganzer Kerl, Mary!" sagte er, indem er das Spritzleder neben ihr zuknöpfte. „Aber was fällt denn Chard ein? Das arme alte Tier ist schwerlich noch im stande, Sprünge zu machen. Ich glaube, er will nur gern neben der alten Miß Brown sitzen. Sehen Sie nur, er setzt sich wirklich auf den Bock und überläßt es seinem Kutscher, die Mädchen zu fahren."

Anny hatte wieder ihren Aerger; denn die Ponyequipage war die letzte im Zuge und bekam allen Staub der voranfahrenden Wagen; aber der schöne Tag verscheuchte doch endlich auch diese Verstimmung.

Der Weg führte durch weite, hin und wider von Ginster und verkümmertem Nadelholz bestandene Heideflächen, über die der Wind erfrischend und belebend hinstrich. Dann ging es in hügelige Gelände hinein, zwischen grünen Hecken, Wiesen und reich bebauten Feldern hin, bis ihnen der Wind den Geruch des Seewassers entgegentrieb und die vor jedem der kleinen schilfgedeckten Häuser zum Trocknen aufgehängten Netze die Nähe des Strandes verrieten. Endlich erreichten sie ein nettes, malerisches Wirtshaus, das nur noch durch ein Kornfeld von der kleinen Bucht getrennt lag, wo die Gesellschaft den Thee einnehmen wollte.

Hier mußten sie Pferde und Wagen lassen und hier wurden sie auch von Marmaduke Chivers erwartet, der indessen nicht allein gekommen war. Sein Vater, der einen weißen Hut und eine ledergelbe Weste trug, war mit ihm.

Er hoffte, wie er sagte, daß sein guter Freund Scott ihm erlauben würde, sich der Gesellschaft anzuschließen und Geschäft und Vergnügen zu verbinden, indem man notwendige Dinge besprach, während man Seeluft atmete.

Dabei half der galante alte Herr Mrs. Scott und Miß Brown aus dem Wagen, begrüßte die jungen Mädchen und sagte ihnen schmeichelhafte Dinge, hatte aber für Mary nur eine stumme Verbeugung.

„Er ist mitgekommen, um Sie und Marmaduke zu beaufsichtigen,“ sagte Charley, auf die alten Gymnasiastenscherze zurückkommend, zu Mary. „An Ihrer Stelle würde ich dafür sorgen, daß ihm angst und bange würde.“

„Du siehst, es ist, wie ich mir dachte,“ hatte Mr. Chivers zu seinem Sohne gesagt, als die Wagen so nahe gekommen waren, daß man die Insassen unterscheiden konnte. „Die beiden sind schon wieder beisammen! Laß du dich nur von dieser Sirene nicht wieder beschwirbeln.“

Der Sohn hatte zur Antwort gegeben, daß er wohl sähe, wie die Sache stünde, und daß er nicht der Mann sei, nach Unerreichbarem zu streben. Er war Mary wohl beim Absteigen von dem etwas hohen Gig behilflich gewesen, hatte sich dann aber nicht weiter bei ihr aufgehalten, sondern die beiden Mädchen beredet, mit ihm nach der Bucht hinüber zu gehen, ehe noch die Wagen ganz ausgepackt waren.

Der Vikar trat zu Charley.

„Sie werden mich für einen Feigling halten,“ sagte er. „Aber das Pferd steht im schlechtesten Rufe — und was sollte aus meinen beiden Knaben werden, wenn ich verunglückte.“

„Die Schwierigkeit war nur, das arme alte Tier vorwärts zu bringen,“ versetzte Charley. „In Indien gewöhnt man sich an ganz andre launenhafte Biester. Und glauben Sie denn, daß ich, wenn ich irgend eine Befürchtung gehegt hätte, leichtsinnig genug gewesen wäre, mein und Marys Leben aufs Spiel zu setzen?“

Mary war inzwischen von den beiden Miß Brown in Beschlag genommen worden.

„Wie nett von Mr. Chivers, mitzukommen!“ rief die eine. „Gehörte er zu unsrem Kreise, man würde ihn ja gern eingeladen haben. Aber bitte, Miß Latimer, bleiben Sie in unsrer Nähe, denn wir kennen den alten Herrn gar nicht und möchten nicht gern, daß es aussähe, als wollten wir uns vordrängen.“

„Hörten Sie wohl seine witzige Bemerkung?“ fragte die andre Schwester. „Er sagte, er wünsche eine ruhige Unterredung mit Mr. Scott, ohne Zweifel über diese abscheulichen Wahlangelegenheiten. Ich denke mit Furcht und Zittern an den Wahltag. Es kommt dann eine solche Menge roher Menschen zur Stadt, vielleicht werfen sie uns die Fenster ein.“

„Das geschieht heutigestages nicht mehr, die Zeiten sind vorüber,“ sagte Mary beruhigend. „Ich denke es mir im Gegenteil recht lustig.“

„O, Sie haben einen tapfern Offizier zum Schutze, aber wir sind zwei unbeschützte arme alte Mädchen und wohnen noch dazu in der Hauptstraße. Aber seien Sie uns um der Frage willen nicht böse, liebe Miß Latimer, wir beide, Sophie und ich, möchten doch gar zu gern wissen, ob der Tag schon festgesetzt ist.“

„Welcher Tag?“ fragte Mary unbefangen.

„Nun, der glückliche Tag — der Tag, wo Sie mit unsrem Viktoriaritter Hochzeit machen.“

Mary wurde dunkelrot. Tumpy und Tumpty standen dicht an ihrer Seite und horchten aufmerksam auf das Gespräch.

„Lauft, meine lieben Jungen, ich glaube, Tantchen braucht euch notwendig; ihr sollt etwas tragen helfen!“ rief sie den Knaben zu, und erst als die beiden sich entfernt hatten, wandte sie sich den Damen wieder zu. „Ich weiß nicht, wer sich solchen Unsinn ausgedacht haben kann,“ sagte sie ernst. „Wissen Sie nicht, daß ich mehrere Jahre älter bin, als der Major? Wir sind von Jugend auf gute Freunde gewesen, das ist alles.“

Die Damen machten sehr erstaunte und enttäuschte Gesichter.

„Aber liebste Miß Latimer, alle Welt spricht davon. Niemand ahnt, daß Sie älter sind, als er. Im Gegenteil, jedermann freut sich über die Partie!“

„Das ist sehr gütig von jedermann!“ rief Mary ärgerlich.

„Na, von Güte kann da weiter nicht die Rede sein!“ versetzte Miß Sophie, ohne die Ironie zu bemerken. „Aber alle interessieren sich für Sie beide, für zwei so liebenswürdige, prächtige Menschen, und wir alle werden Sie gewiß sehr vermissen.“

„Meine liebe Miß Brown, bitte, widersprechen Sie dem

Gerücht, wo Sie nur immer können!" rief Mary ungeduldig. „Ich gebe Ihnen mein Wort, daß keins von uns beiden je an etwas andres als an Freundschaft gedacht hat."

Das machte endlich Eindruck auf die beiden alten Damen.

„Natürlich, wenn Sie wünschen!" rief die eine.

„Das thut mir aber sehr leid!" setzte die andre hinzu. Dann verstummten beide, um sich ihren Gedanken hinzugeben.

Marys Wangen waren noch ungewöhnlich rot und heiß, als sie am Strande zu den andern stieß.

Die Anwesenheit des älteren Mr. Chivers wirkte übrigens doch störend auf die Unbefangenheit der Gesellschaft. Wäre er nicht dagewesen, so würde Frau Anna ihr Kinn ohne Zweifel von den heißen Hutbändern befreit und sich gewiß sofort überzeugt haben, ob ihr bestes Porzellangeschirr auch unterwegs keinen Schaden erlitten habe. Der Vikar und Charley würden um die Landspitze herumgegangen sein, um in ihrem Schutze eine Schwimmübung zu unternehmen, und die Zwillinge hätten gewiß wenigstens mit den Füßen im Wasser herumgepaddelt. Jetzt fühlte sich jeder gewissermaßen verpflichtet, bei Mr. Chivers zu bleiben, der sich am Strande niedergesetzt hatte und Steine ins Wasser warf. Die Unterhaltung geriet bald ins Stocken.

„In meiner Jugend wurde häufig ein Lied an das Meer von Mrs. Hemans gesungen, das ich nicht mehr zusammenbringe," sagte der große Mann. „Der Kehrreim jeder Strophe lautete: ‚O See, gib deine Toten wieder‘, auf den Anfang besinne ich mich nicht mehr. Kann mir niemand dabei helfen?"

Niemand machte den Versuch; denn Mr. Chivers war der einzige unter den Anwesenden, der keine Ahnung hatte, wie ungeschickt und unpassend sein Citat war, und wenn Frau Anna je die Erscheinung ihres Gatten mit Vergnügen begrüßt hatte, so war dies jetzt der Fall, wo er eine höchst peinliche Verlegenheit unterbrach.

„Ah, da ist ja Freund Scott!" rief Mr. Chivers, indem er sich erhob. „Meine Damen, Sie werden uns für einen Augenblick entschuldigen." Und ohne daß er dem Ankommenden auch nur Zeit ließ, der Gesellschaft „guten Tag" zu sagen, führte er ihn bei Seite und verwickelte ihn in ein angelegentliches Gespräch.

Wie von einem Alpdruck befreit, standen auch die andern auf und fingen an, sich zu regen und zu bewegen — aber

Mr. Chivers hatte doch einen Stachel zurückgelassen. Charleys Fröhlichkeit war verschwunden, denn die Worte des Liedes, an das er seit Jahren nicht mehr gedacht hatte, tauchten wieder in seiner Erinnerung auf, und mit ihnen überfiel ihn die alte Pein und Qual gerade in dem Moment, wo das Leben noch einmal anfing, ihm schön zu erscheinen.

Für Mary war der Vorgang ein zweiter Stachel in dem Dornenkranze dieses Tages. Zu dem Aerger gesellte sich nun noch die Trauer. Vergebens bemühte sie sich, zu vergessen, spielte mit den Zwillingen und nahm anscheinend Anteil an den Scherzen der Mädchen — sie trug nichts davon, als Ermüdung. Wie an Charleys Herz, so schlug das Rauschen der Wellen auch an das ihrige wie Totengeläut und weckte von neuem den tiefen, wilden Schmerz, den Herzensjammer um den Toten, der jeden andern Wunsch ausschließt und die Seele für das Glück der Gegenwart unempfindlich und unempfänglich macht.

Als die Männer, die nach Mr. Scotts Ankunft baden gegangen waren, zurückkamen, war auch der Thee bereit. Marmaduke Chivers und Anna hatten Butterbrötchen geschnitten und gestrichen, und der alte Mr. Chivers und sein Rechtsanwalt hatten ihr geschäftliches Gespräch beendigt. Charley verweilte auf dem Rückwege noch ein wenig am Strande, um Mary zu helfen, welche den Zwillingen Schuhe und Strümpfe wieder anzog, und der Vikar stand, über das Ungeschick des jungen Mannes lachend, als Zuschauer dabei. Mary kniete vor den Kindern, um ihre nackten Füßchen vom Sande zu reinigen, und beide Männer lächelten, als die Buben ihr dabei das Gesicht streichelten und ihr die „Seltenheiten“ zeigten, die sie am Strande aufgesucht hatten.

Plötzlich blickte Tumpty auf und bemerkte seinen Vater.

„Papa“, rief er, „wer ist denn der Viktoriaritter, der mit Miß Brown Hochzeit machen soll?“

„Nein, nicht mit Miß Brown soll der Viktoriaritter Hochzeit machen, mit Miß Latimer, so sagte Miß Brown,“ fiel Tumpy, den Bruder berichtigend, ein. „Aber wer ist denn der Viktoriaritter, Papa?“

Eine verlegene Pause folgte diesen Worten. Mr. Chard faßte sich zuerst wieder.

„Kleine Jungen müssen nicht alles wiedersagen,“ gab er zur Antwort. „Miß Brown würde gewiß sehr ungehalten

sein, wenn sie wüßte, daß ihr weiter erzählt, was sie gesprochen hat."

„Ich habe Tumpty auch schon gesagt, er sollte nicht klatschen," bemerkte Tumpy, zu seinem Bruder gewendet. „Aber wer der Viktoriaritter ist, kannst du uns doch sagen, Papa?"

„Ein, zwei, drei, vier, fünf Mal!" rief Charles dem auf dem Wasser dahinhüpfenden Steine nachblickend, den er soeben hinausgeschleudert hatte. „Denkt euch nur, es gibt heute Marmelade zu dem Kuchen, den ihr auch ganz aufessen dürft! Aber wenn ihr gute Jungen seid, werdet ihr nicht verraten, daß ich's euch gesagt habe."

Dieser Meisterstreich trieb den Knaben den Viktoriaritter sofort aus dem Kopfe, und vergnügt liefen sie davon.

Die drei erwachsenen Menschen blickten einander lachend an. Wie dankbar war Mary dem Schicksale, daß sie so unbefangen lachen konnte. Dann begaben sich alle drei, noch immer in heiterster Erregung, nach der hohen Stelle des Strandes, wo der Thee serviert war.

„Was habt ihr, was gibt's denn zu lachen?" fragte Ambrosius.

Der Vikar antwortete durch eine Gegenfrage.

„Nun, hat der Pächter Dorway uns seine Stimme zugesagt?" rief er.

Damit war das Gespräch auf den jetzt jedes andre Interesse verschlingenden Gegenstand, auf die Wahlen gelenkt, und die Gefahr weiterer und neuerer Fragen beseitigt.

Nach eingenommenem Thee machte sich die Gesellschaft auf den Weg, um nach der hohen Klippe zu gehen, welche die Spitze der Bucht bildete. Anna und der Vikar hatten die Zwillinge an die Hand genommen, um sie dem steilen Absturze der Bucht nach der Meeresseite hin nicht zu nahe kommen zu lassen. Ambrosius lachte über die ängstliche Vorsicht und sagte, er sei in dem Alter der beiden oft genug an dem Abhange herumgeklettert, um Vogeleier und seltene Pflanzen zu suchen.

Auch Marmaduke versicherte, er sei häufig an der Klippe hinabgestiegen und werde es auch jetzt thun, wenn irgend jemand aus der Gesellschaft sich entschließen könne, den Wettkampf mit ihm aufzunehmen.

Mrs. Scott und die Mädchen flehten ihn an, sich nicht

unnötig in Gefahr zu stürzen, und riefen seinen Vater herbei, damit dieser ihm das Wagestück untersage.

In der That war das Hinabschauen von der Klippe genügend, um einen nicht ganz festen Kopf zum schwindeln zu bringen. Tief unten lag die See, tiefer, als daß ihr jetziges leises Rauschen bis zur Spitze der Klippe hätte hinaufdringen können; graue und weiße Möwen umflatterten kreischend die steile Felswand und der Geruch von wildem Thymian und andren duftenden Kräutern stieg, von dem sanften Luftzuge getragen, von unten empor, während sich der blaue Himmel im Westen zu vergolden begann.

Der jüngere Teil der Gesellschaft schlenderte nach der Spitze der Klippe, wo sich die Ruinen einer Kapelle befanden. Das kleine Gotteshaus war vor alten Zeiten von den Mönchen eines nahen Klosters erbaut worden. Sie hatten hier täglich für das Leben der draußen weilenden Seefahrer Messen gelesen, und unter dem Schutze eines wachenden Bruders hatte in der Kapelle bei Nacht eine Lampe gebrannt, um den Fischern als Leitstern nach dem heimatlichen Strande zu dienen.

An dieser Stelle standen nun die jungen Leute und tauschten, wie die Jugend es liebt, ihre Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller Lebensformen, wie über den Wechsel und die Flucht der Zeiten aus. Einige von ihnen hatten den Wunsch, den Nebel von drei Jahrhunderten durchdringen und das reiche, gastfreie Kloster mit seinen Scheuern und Speichern, seinen fruchtbaren Aeckern, seinen Rinder- und Schafherden sehen und dem feierlichen Abendgesange der Mönche lauschen zu können.

Was war von den mächtigen Gebäuden übrig geblieben? Nur der eine Flügel, den der Abt bewohnt hatte und der jetzt eine bequeme Pächterwohnung abgab. Die ehemalige Kapelle diente gegenwärtig als Scheuer, die einst so fischreichen Teiche waren ziemlich zugeschüttet und genügten kaum noch den Enten des Farmers als Tummelplatz, während die kleine Kapelle auf der Spitze der Klippe nicht einmal mehr Schutz gegen Regen und Sturm gewährte.

„Ich wollte, man könnte wenigstens noch den Bruder Graurock sehen, der hier die Lampe anzuzünden und zu bewachen hatte. Ob er wohl ein schöner junger Mensch war, so etwas ähnliches vielleicht, wie Dorés Mönch an der Orgel?“ sagte Anny.

„Bewahre!“ rief Marmaduke Chivers. „Es wird ein fetter, alter schmieriger Bursche gewesen sein, der wahrscheinlich nicht einmal wußte, was die Gebete, die er ableierte, zu bedeuten hatten. Nein, den alten Mönch wünschte ich nicht zu sehen, wohl aber die Leute, die damals unser Haus bewohnt haben, obwohl ich nicht glaube, daß man große Ursache haben würde, stolz auf seine Vorfahren zu sein. Welches dumpfe, eng begrenzte Leben müssen sie geführt haben!“

„Das wird man nach dreihundert Jahren auch von uns sagen,“ meinte Mary. „Wenn die Menschen erst fliegen, anstatt zu gehen, wenn die Elektrizität Raum und Entfernung überwunden, wenn man sich die Atmosphäre so unterthan gemacht hat, daß überall die Luft wehen muß, die man gerade braucht und somit das Reisen ganz unnötig wird, wenn jeder alle Sprachen spricht und es keinen ungebildeten Menschen mehr gibt, dann wird man sich auch wundern, wie wir jetzt haben leben und bestehen können.“

„Ich möchte lieber in die Zunkunft, anstatt in die Vergangenheit blicken — möchte wissen, was das nächste Jahrhundert uns bringen wird“, bemerkte Charles.

„Das will ich Ihnen sagen!“ rief Marmaduke. „Das nächste Jahrhundert wird uns alle in Staub und Asche verwandelt haben, von den Gebäuden hier wird nur noch ein Häuflein Steine übrig sein, aber die See da unten wird genau aussehen, wie sie heute aussieht, und die Seevögel werden hier kreischend umherfliegen, wie jetzt.“

„Ich kann mir die Welt nicht denken ohne mich!“ rief Anny.

Marmaduke blickte in das schöne, jetzt im Abendsonnenschein glühende Mädchenangesicht und sagte dann so leise, daß nur sie die Worte hören konnte: „Ich auch nicht!“

Das Erröten, womit sie sich abwandte, sagte ihm, daß sie seine Rede verstanden hatte.

„Hollah!“ rief in diesem Augenblicke Mr. Scotts Stimme hinter ihnen. „Es ist Zeit zum Aufbruch; die Pferde sind angespannt.“

„Werden Sie jetzt mit mir fahren?“ fragte Charles den Vikar, als sie bei den Wagen ankamen. „Sie sehen, das Ungeheuer benimmt sich zahm genug.“

„Macht nicht Miß Latimer die Rückfahrt mit Ihnen?“

Charley drehte sich um und sah Mary an, die damit

beschäftigt war, die Zwillinge auf dem Bocke der Viktoria unterzubringen.

„Sie fuhr nur mit mir, weil Sie sich weigerten.“

Der Vikar machte ein beredtes Zeichen mit Lippen und Augenbrauen.

„Es wird doch besser sein, sie erst zu fragen,“ sagte er.

„Sie haben da ein wunderbares Stück Pferdefleisch vor dem Gig, Major!“ bemerkte der alte Chivers, der, sein eignes Pferd am Zügel führend, herbeikam. „Ich kenne das Biest; man kann jeden tückischen Streich von ihm erwarten.“

„Das meinte Chard auch,“ versetzte Charley. „Aber das Tier ist sehr ruhig gegangen, wenn es wirklich einmal bösartig gewesen sein sollte, so ist das jedenfalls lange her.“

„Nun, Miß Latimer, Ihr Bucephalus wartet,“ sagte inzwischen der junge Chivers, zu Mary gewendet.

„Wie verteilen wir uns zur Heimfahrt?“ fragte sie, nicht ihn, sondern Ambrosius.

„Werden Sie mir auch heimwärts Gesellschaft leisten, Miß Latimer?“ rief Charley herüber. „Chard hat noch immer Furcht vor meiner Rosinante und ihren Tücken. Werden Sie's nochmal wagen?“

„Natürlich wagt sie's,“ bemerkte Mr. Chivers mit halber Stimme zu Ambrosius. „Habe ich's Ihnen nicht schon lange gesagt, sie macht Jagd auf ihn. Jetzt sehen Sie, wie recht ich hatte.“

„Aber, verehrter Herr, was ist denn los, was meinen Sie denn?“ rief Ambrosius, bestürzt im Kreise umherblickend.

Mr. Chivers wippte mit seiner Reitpeitsche.

„Ja, ihr Advokaten wollt nichts glauben, was nicht unterschrieben, untersiegelt und öffentlich bekannt gemacht ist!“ sagte er. „Aber deshalb seid ihr doch nicht immer scharfsichtiger, als andre Leute. Die ganze Stadt spricht ja davon. Na, ich glaube eigentlich, Sie schlauer Bursche stellen sich nur unwissend und sind in den Plan dieser Blockade völlig eingeweiht.“

Mary war inzwischen an das Gig herangetreten.

„Wenn Sie es wünschen, werde ich mit Ihnen fahren,“ sagte sie. „Vor dem alten Gaule fürchte ich mich nicht.“

„Dann, bitte, steigen Sie auf, damit wir aufbrechen können,“ bat Charley.

Er stand, die Zügel mit einer Hand haltend, neben dem Pferde, während Mr. Chard Mary beim Aufsteigen behilf-

lich war. Hinter ihnen standen die andren Wagen, in die sich eben die übrigen Mitglieder der Gesellschaft verteilten, während Mr. Chivers sein und seines Sohnes Reittier am Zügel hielt. In diesem Augenblick kam ein kleiner Knabe von dem Häuschen des Küstenwächters herbeigelaufen, um die Abfahrt mitanzusehen. Als er den Platz erreichte, führte er eine alte Kindertrompete an den Mund und entlockte ihr einen schrillen Ton. In demselben Augenblick fühlte Charley auch, wie ihm die Zügel aus der Hand gerissen wurden; er bekam einen heftigen Schlag auf die Schulter, und im nächsten Moment sah man das Gig mit Mary, der Willkür des rasenden Tieres preisgegeben, auf der Straße dahinstürmen.

Der Vikar stürzte hinter dem Gefährt her, und Charley, der sich schnell von dem unerwarteten Schlage aufraffte, war bald an seiner Seite, während Mr. Chivers und sein Sohn die übrigen ebenfalls unruhig gewordenen Pferde zu besänftigen suchten. Einige Minuten vergingen in furchtbarer Angst; dann verwickelte sich das dahinrasende Tier in die lose nachschleifenden Zügel und stürzte — im Fallen die Gabeldeichsel zerbrechend — zusammen. Während das Pferd noch wild um sich schlug, sprang Mary mit der Leichtigkeit und Behendigkeit eines Vogels von ihrem gefährlichen Sitze herab, und als die andern herbeikamen, fanden sie Miß Latimer wohl blaß und erschrocken, aber durchaus unbeschädigt.

Die Mädchen und die Zwillinge fingen an zu weinen, ebenso die beiden Miß Brown. Die Männer beschäftigten sich mit dem Pferde, und Frau Anna ging, anscheinend gefaßt wie immer, aber innerlich vor Schreck bebend, zwischen den beiden Gruppen hin und her.

Erst nachdem man das zitternde Tier wieder auf die Beine gebracht und das zerbrochene Gig beiseite gezogen hatte, so daß es bis zum andern Tag stehen bleiben konnte, fing man an, zu bemerken, daß Charley ernstlich verletzt war. Er versuchte zwar, die Sache leicht zu nehmen, und sträubte sich dagegen, als Patient behandelt zu werden, aber er vermochte doch kaum das Rütteln des Wagens zu ertragen, der ihn nach Hause brachte, und der Arzt, den Ambrosius trotz allen Widerspruches herbeiholte, machte ein ernstes Gesicht und sprach von gebrochenen Rippen und einer ausgerenkten Schulter.

Frau Anna blieb bei ihm in seinem Landhäuschen und suchte ihm, während er in der Nacht schlaflos und in heftigem

Fieber dalag, durch kühlende Getränke und sanfte, leise Worte Erleichterung zu schaffen. Dann und wann redete er irre, nannte sie abwechselnd Jenny und Mary, beschäftigte sich bald mit dem durchgehenden Pferde, bald mit der Gedenktafel in der Kirche zu Normington, war das eine Mal auf der Parade, sprach ein andres Mal in einer Sprache, die Frau Anna nicht verstand und für hindostanisch hielt — aber er war doch in einigen Tagen wieder soweit hergestellt, daß er das Bett verlassen und Besuche empfangen konnte.

Mary kam mit den beiden Mädchen zu ihm, und zum erstenmal im Leben fühlten sie sich einander gegenüber in Verlegenheit.

„Es war ja ganz allein meine Schuld, und ich bin nur froh, daß die Strafe mich und nicht Sie traf!“ sagte er, als sie ihr Bedauern über den Unfall ausdrückte. „Ich glaubte, es besser zu wissen, obwohl alle mich vor dem Tiere warnten. Mir ist folglich ganz recht geschehen!“

„Aber ich glaube, Mary hat auch Schaden genommen!“ rief Anny. „Sie zitterte und bebte, hat die ganze Nacht kein Auge zugethan und sah am andern Tage aus, wie ein Geist. Gestehen Sie, Mary, ist das wahr oder nicht? Die Köchin sagte mir, sie hätte Sie die ganze Nacht im Zimmer auf und ab gehen hören, und gegessen hätten Sie seitdem auch so gut wie nichts.“

„Meine Thorheit ist wirklich unverzeihlich!“ wiederholte Charley. „Aber Sie sind doch jetzt wieder ganz wohl, Mary? Wenigstens sehen Sie vortrefflich aus.“

„Ich bin ganz wohl. Natürlich erschrak ich ein wenig, als ich wie von einem Sturmwind fortgerissen wurde, hielt mich aber fest an, denn ich hatte immer gehört, das sei das beste, und man solle keinen Versuch machen, abzuspringen. Als dann aber das Pferd stürzte und anfing, um sich zu schlagen, wußte ich auch, daß ich herunter mußte.“

„Sie bewährten sich dabei als vorzügliche Akrobatin,“ sagte Charley lachend. „Zum erstenmal im Leben war ich ernstlich erschrocken. Ich habe mich zu dumm benommen. Lauft hinaus, ihr Mädchen, und seht zu, ob es noch Erdbeeren gibt. Findet ihr noch welche, so wollen wir nach Schlagsahne schicken und sie verspeisen. Wollen Sie mit hinausgehen, Mary, oder ziehen Sie vor, Barmherzigkeit an dem Sünder zu üben und hier zu bleiben?“

„Ich glaube fast, die beiden machen einander den Hof!“

bemerkte Johanna vertraulich zu ihrer Schwester, während sie sich über die Erdbeerbeete beugten.

„Natürlich, hast du das noch nicht gemerkt? Wo hast du denn bis jetzt die Augen gehabt, Kind?“ rief Anny mit der ganzen Ueberlegenheit einer sechszehn Monate älteren Schwester.

„Aber,“ versetzte die andre etwas zögernd, als habe sie das Bewußtsein eines Unrechts, „aber meinst du nicht auch, daß Mary schon anfängt, das zu werden, was man eine alte Jungfer nennt? Sie ist ja noch sehr hübsch, sehr angenehm und liebenswürdig, doch du weißt, sie ist älter als er, und er hat schon die Dreißig hinter sich. Erinnerst du dich noch, als er zum erstenmal heimkam, wir beide waren zu jener Zeit noch Kinder, und uns erzählte, er habe Mary angebetet, als er noch die Schule besuchte? Wir dachten damals, er mache sich nur einen Spaß mit uns; aber du kannst dich drauf verlassen, es war die Wahrheit, obwohl die arme Tante Jenny damals noch lebte. Anny, wenn du so viele Erdbeeren ißt, werden wir wenig genug hineinbringen,“ schob die Sprecherin hier in Parenthese ein, und fuhr dann fort: „Glaubst du, daß sie sich heiraten werden? Das wäre doch sehr hübsch für uns, nicht?“

„Mr. Marmaduke Chivers sagte mir gestern, daß jedermann sie für ein verlobtes Paar halte,“ bemerkte Anny. „Wir würden dann natürlich Brautjungfern sein. Laß uns mal ausdenken, was wir dazu anziehen könnten.“

Inzwischen unterhielten sich die beiden Freunde über die gleichgültigsten Dinge. Er erzählte ihr, wie geflissentlich ihn Ambrosius besuche, um sich zu überzeugen, ob seine Besserung schnell genug fortschreite, so daß er am Wahltage ausgehen und seine Stimme abgeben könne, und wie jeden Tag ein Glied der Familie zu demselben Zweck mit Blumen oder Früchten zu ihm geschickt würde, welche zarten Gaben diesen Zweck verdecken sollten. Mary dagegen teilte ihm mit, wie die Aufregung in der Stadt nur noch im Zunehmen sei, wie abends auf dem Marktplatz Volksversammlungen abgehalten würden, zu denen beide Parteien ihre besten Redner schickten, und welche Versprechungen Bootle den Leuten mache, wenn seine Gesinnungsgenossen ans Ruder kämen und die Verfassung von Grund aus umgearbeitet würde. Die Familie der Chivers hatte den Sitz im Parlament allerdings seit so langer Zeit inne, daß es beinahe schien, als habe sie ein

verbrieftes Anrecht darauf; aber Bootle war immerhin ein gefährlicher Gegner, und Ambrosius zitterte vor ihm, während er sich den Anschein gab, als halte er ihn nur für einen verächtlichen Charlatan, der keiner Beachtung wert sei.

So hätte sich denn Anny den heftigen Hustenanfall ersparen können, durch den sie, als die beiden Mädchen das Haus wieder betraten, ihre Annäherung kund zu geben für gut fand. Mary ging in vollkommener Ahnungslosigkeit hin und her, rückte einen kleinen Tisch heran, holte noch allerlei sonstige notwendige Dinge herzu, suchte dann die schönsten, reifsten Beeren heraus, drückte sie, bestreute sie mit Zucker, übergoß sie mit Rahm und bot sie dann dem Kranken.

„Ich dachte, Sie machten das für sich zurecht,“ rief er. „Sie sollten mich wirklich nicht so verwöhnen. Dessen ungeachtet nahm er die Beeren und verspeiste sie mit sichtlichem Genuß. „Ich werde mich gewiß nicht sobald von der Krankenliste streichen lassen,“ fuhr er dann fort, „denn wenn es so weiter geht, wird man mich nächstens mit einem Kaffeelöffel füttern und es nicht in der Ordnung finden, mich überhaupt noch allein zu lassen.“

Auch der Vikar traf noch ein, aber zu spät, um an dem Schmause teilzunehmen. Er kam, um Charley zu fragen, ob er nicht für die Wahltage nach dem Pfarrhause übersiedeln wolle.

„Denn Ihre Stimme können wir nicht entbehren, und von meinem Hause nach dem Wahllokale werden Sie schon kommen können; ich verspreche Ihnen dann auch für den ganzen Tag die größte Ruhe und Schonung,“ sagte er.

Und Charley, welcher der Gefangenschaft bereits herzlich müde war, willigte gern ein. Auch Ambrosius zollte dem Plane seinen ganzen Beifall; nur daß er es noch lieber gesehen hätte, den Bruder im eignen Hause zu haben. Er war in Beziehung auf die Wahl und ihren möglichen Ausgang sehr bedenklich geworden, und wenn man ihn reden hörte, hätte man Bootle für den leibhaftigen Gottseibeiuns halten können. Man hätte nach seinen Auslassungen eigentlich annehmen müssen, daß nicht nur das Wohl und Wehe von Westminster, sondern das der ganzen Christenheit von Mr. Chivers' Wahl abhinge.

Endlich war der Tag der großen Schlacht angebrochen. Mittags ein Uhr schien Bootle einen Vorsprung zu haben, und seine Anhänger fingen bereits an, zu triumphieren, aber

Ambrosius hielt noch einen Trumpf in der Hand, den er erst im letzten Augenblicke auszuspielen gedachte. Es galt, die Landleute, die erst nach ihrem frühen Mittagessen zur Stadt kamen, sowie diejenigen Städter mit fortzureißen, die mit der Abgabe ihrer Stimmen zu zögern pflegen, um sich im entscheidenden Moment entweder auf die Seite der siegenden Partei zu stellen, oder sich der Wahl überhaupt zu enthalten.

Diese unzuverlässige, schwankende Klasse der Wähler sollte durch einen Handstreich gewonnen werden, den Ambrosius mit geschickter Berechnung aller Umstände vorbereitet hatte, und wobei seinem nichtsahnenden Bruder die Hauptrolle zugeteilt war.

Charley hatte sich schon früh nach dem Wahllokale begeben wollen, um sich seiner Pflicht zu entledigen und die Sache hinter sich zu haben; aber Ambrosius hatte ihn unter allerlei Vorwänden zurückzuhalten gewußt, bis der Moment gekommen war, für den er seine Vorbereitungen getroffen hatte.

Die Lage schien sehr ernst. Bootle war entschieden im Vorteile, und seine Anhänger gaben sich bereits auf dem Platze vor dem Wahllokal und in den angrenzenden Straßen dem lautesten Jubel hin, als Charley auf der Bildfläche erschien.

Langsam, auf den Arm des Vikars gestützt, kam er gerade zehn Minuten vor Schluß des Wahlaktes herangeschritten. Kurz vorher hatte sich, man wußte nicht recht, auf welche Weise, die Nachricht verbreitet: die Wunden des Majors, die er im Dienste des Vaterlandes empfangen, seien wieder aufgebrochen; der Arzt, der ihn auf Befehl des Kriegsministers behandle, habe ihm verboten, das Bett zu verlassen, wenn er sich nicht der Gefahr einer Verblutung aussetzen wolle; aber der patriotische Krieger habe geschworen, lieber den letzten Blutstropfen hinzugeben, ehe er erleben müsse, seine Vaterstadt — seine geliebte, teure Vaterstadt — durch einen Radikalen vertreten zu sehen; und als sich nun dieser tapfere, pflichtgetreue Soldat mit bleichem Gesicht, den Arm in der Schlinge, hin und wider einen Bekannten lächelnd grüßend, zum Wahllokale führen ließ, da brach ein wahrer Sturm des Beifalls und der Begeisterung aus.

„Platz für den Major!“ — „Gut gemacht, Herr Major!“ — „Das sind die rechten Leute, die eigentlich selbst im Parlament sitzen sollten!“ — „Die Königin hat ihm den höchsten Orden verliehen, den sie zu vergeben hat!“ — „Er hat ein Dutzend

Schlachten mitgeschlagen!“ — „Für wen wird er stimmen?“ — „Hurra für unsern Major!“ — „Wie unser Major stimmt, stimmen wir auch!“

Mit solchen und ähnlichen Zurufen begrüßte man Charley, und er zeigte sich der Gelegenheit gewachsen und wußte sie zu benutzen. „So laßt uns denn alle unsre Pflicht thun!“ rief er den Leuten mit lauter Stimme zu. „Laßt uns einen Mann ins Parlament wählen, den wir alle kennen, dem schon unsre Väter ihr Vertrauen geschenkt haben. Kommt, ehe es zu spät wird!“

Dies Gewicht fiel schwer in die Wagschale. Chivers blieb Sieger, aber er hatte seinen Triumph mit Charley zu teilen. Die Menge begleitete „ihren Major“ jubelnd und hurrarufend nach dem Pfarrhause zurück. Auf der Thürschwelle blieb er stehen, dankte den Leuten für ihre Liebe und Anhänglichkeit und bat sie, sich ihres Sieges in Stille und Nüchternheit zu erfreuen und ruhig auseinander zu gehen. Er durfte ihnen, wie er erklärte, heute nicht einmal ein Freibier geben, weil man ihn sonst der Bestechung zeihen könnte, aber — ein bezeichnendes, nicht schwer zu verstehendes Zunicken bildete den Schluß der kleinen Rede.

Als die Männer das Speisezimmer der Pfarrwohnung wieder betraten, fanden sie die Zwillinge zitternd hinter dem Sofa.

„Sind sie fort?“ fragte Tumpy.

„Hat unsre Partei gesiegt? Wir haben uns so geänstigt, Papa!“ sagte Tumpty.

Als sie gehört hatten, daß alles nach Wunsch gegangen sei, kamen sie hinter dem Sofa hervor und befestigten die Kokarden in den Parteifarben wieder an ihre Mützen.

„Wir dachten, es wäre besser, sie für den Fall, daß Bootle gewählt würde, abzunehmen!“ bemerkten sie weltklug. „Dürfen wir nun mit unserm Festschmaus anfangen, Papa?“

„Natürlich,“ gab der Vikar zur Antwort. „Ich habe nämlich den beiden für den Fall, daß unsre Partei siegte, erlaubt, uns einen Schmaus zu geben, und sie haben einen ganzen Sixpence dafür aufwenden dürfen,“ fügte er, zu Charley gewendet, erläuternd hinzu. „Aber glaubt ihr nicht, Jungens, daß ihr eure Cousinen dazu bitten müßtet?“

Tumpy sah seinen Bruder an, und nachdem dieser sich ein Weilchen besonnen hatte, gab er ihren gemeinschaftlichen

Bedenken Worte. „Weißt du, Papa, Anny und Johanna sind doch schon zwei große Mädchen, die ein ganz Teil essen, und wir möchten, daß ihr, der Major und du, das meiste davon bekämet —"

„Auch vom Trinken," fiel Tumpty ein.

„Ja auch vom Trinken," wiederholte der andre. „Und weißt du, Papa, wir kriegten für den Sixpence gar nicht soviel, wie wir gedacht hatten."

„Gut denn," versetzte der Vater; „aber dann macht, daß ihr fertig werdet, und tragt auf, was ihr habt."

Die beiden Männer hatten kaum Zeit gehabt, ein Lächeln auszutauschen, als die beiden Knaben wieder erschienen. Der eine trug einen Präsentierteller, der andre zwei gläserne Krüge.

„O, ich glaube, die beiden Burschen führen Arges gegen uns im Schilde!" rief Charley. „Was habt ihr da für Wein, ihr Schelme?"

„Es ist Ingwerbier — zwei ganze Flaschen!" sagte Tumpy stolz. „Wir haben es ausgegossen, damit es nicht mehr so in die Nase prickelt — aber es ist kein Staub hineingekommen, wir haben die Krüge damit zugedeckt," fuhr er fort, indem er eine ziemlich schmutzige Schürze vorzeigte. „Bitte, Papa, leihe uns doch einige von deinen besten Weingläsern. Es sieht so hübsch aus in Weingläsern."

„Das will ich gern thun," sagte der Vikar. „Aber wie lange ist's denn her, daß ihr das Bier ausgegossen habt?"

„O, gleich, nachdem wir es gekauft hatten, gleich nach dem Frühstück. Es wird jetzt gerade gut und gar nicht mehr so schwer zu trinken sein. Aber nun hier der Kuchen!"

Dabei brachten sie einen kleinen Rosinenkuchen zum Vorschein, der „um nach ein bißchen mehr auszusehen", in kleine, ziemlich unregelmäßige Stückchen zerlegt war.

„Die Rosinen, die beim Zerbrechen herausfielen, haben wir aufgegessen, denn, nicht wahr, wieder hineinstecken konnten wir sie doch nicht?" erklärte Tumpty. „Und da sind auch schöne Garneelen! Sehen sie nicht delikat aus? Wenn ihr die Köpfe etwa nicht mitessen solltet, könnt ihr sie uns geben, denn es ist immer noch eine solche Masse Saft drin. Aber da erst, da seht mal her!"

Die beiden kleinen Gesichter strahlten vor Bewunderung, als sie ihre letzte Delikatesse herbeibrachten. Das Ding war

ehemals ein mit Marmelade gefüllter, glacierter Pfannkuchen gewesen, der indessen durch rücksichtslose Behandlung in seinem Aussehen arg gelitten hatte.

„Nicht wahr?“ rief Tumpty. „Und denkt nur, den haben wir für den halben Preis bekommen! Er kostete eigentlich zwei Pence, aber es war ein ungezogener Junge in dem Laden, der an den Tisch stieß, daß der Pfannkuchen herunterfiel und beinahe geplatzt wäre. Er war gleich ganz breit, und die Frau schalt und meinte, nun könnte sie ihn für den halben Preis verkaufen. Da nahm ich Tumpty bei Seite und fragte ihn, was er dazu meine, und da er zustimmte, so fragten wir die Frau, ob sie uns den Pfannkuchen wirklich für einen Penny lassen wollte. Sie sagte ja und gab uns jedem noch umsonst ein Zuckerplätzchen dazu. War das nicht herrlich?“

Die beiden Männer drückten ihren Beifall aus und nahmen die ihnen gebotenen Leckerbissen tapfer in Angriff. Sie aßen die Garneelen und alles andre auf, tranken auch das abgestandene Bier und toasteten auf die kleinen Festgeber in Reden, welche die Knaben in die lauteste Heiterkeit versetzten.

Später fand sich der sieghafte Wahlkandidat, begleitet von seinem triumphierenden Anwalt, ein, um seinen „tapfern Freunden den verbindlichsten Dank“ zu sagen.

Charley lehnte jedes Verdienst ab. Es war, wie er sagte, nicht seine Klugheit, sondern die Thorheit der andern, die Mr. Chivers zum Siege verholfen.

Wie dem aber auch sein mochte, Mr. Chivers ließ es sich nicht nehmen, seinen Dank in den hochklingendsten Worten auszusprechen. Er hatte jetzt, wie er behauptete, noch eine Verpflichtung mehr gegen die Familie Scott, die ihm schon so viele gute Dienste geleistet.

Ambrosius sagte dem Bruder allerlei schmeichelhafte Dinge über die Geistesgegenwart, die er durch das Eingehen auf die Situation bewiesen.

„Natürlich wurde ich nur als blindes Werkzeug benutzt!“ rief Charley, seinem Bruder unter Lachen mit der Faust drohend. „Ich muß gestehen, daß ich einen Augenblick die größte Lust hatte, den Streich durch einen Gegenstreich zu erwidern und für Bootle zu stimmen.“

„Sie scherzen; auf einen solchen schrecklichen Gedanken können Sie unmöglich verfallen sein!“ rief Mr. Chivers.

„Ich versichere Sie, daß es so war," gab Charley lachend zur Antwort.

„Ich fange allerdings an, Sie zu fürchten, aber nicht als Gegner, sondern als einen möglichen Nebenbuhler," fuhr Mr. Chivers fort. „Ich glaube, man hätte Sie ins Parlament gewählt, wenn es Ihnen eingefallen wäre, sich um den Sitz zu bewerben."

„Das Wahre an der Sache ist, daß ein andrer den Spaß sehr schlau eingefädelt hatte," versetzte Charley.

„Na, lassen wir das dahingestellt sein," rief Mr. Chivers, sich erhebend und nochmals Charleys Hand schüttelnd. „Sie sind einer von den glücklichen Menschen, Sie haben Glück in der Liebe, wie mit den Waffen in der Hand. Aber nun schonen Sie sich und seien Sie versichert, daß ich mich tief in Ihrer Schuld fühle."

Ambrosius schien fast zu Thränen gerührt.

„Ich hätte meinem Schwager nie einen solchen genialen Streich zugetraut," sagte der Vikar, als die beiden Freunde wieder allein waren. „Er hatte die ganze Geschichte veranstaltet und ließ Sie ahnungslos hineinfallen, um die Sachlage auszunutzen! Wirklich ein Mensch von seltsam gemischten Eigenschaften."

Ambrosius kam noch einmal spät am Abend wieder. Der Vikar war ausgegangen, und die Brüder saßen, mit einer Cigarre im Munde, beisammen. Nachdem sie die Vorgänge des Tages besprochen, kamen sie auf Dinge von persönlichem Interesse.

Ambrosius hatte mit der Anlage eines Kapitals für Charley Glück gehabt, gab ihm Bescheid über die Sache und wiederholte dann Mr. Chivers' Bemerkung über des Majors Glück in der Liebe wie im Kriege.

„Hast du noch nicht daran gedacht, dich wieder zu verheiraten, Charley?" fragte er, ohne den Bruder anzusehen.

Charles gab keine Antwort.

„Ich glaube doch, du könntest von meiner Teilnahme in allen Stücken überzeugt sein, und so fühle ich mich ein wenig gekränkt, wenn man mich zu einer neuen Schwägerin beglückwünscht, während ich mich noch in vollständiger Unwissenheit über die Sache befinde," fuhr Ambrosius fort.

Charley legte seine Cigarre beiseite.

„So geht's hier ja immer!" rief er etwas ärgerlich. „Man kann keine zwei Worte mit einem unverheirateten

weiblichen Wesen sprechen, ohne daß die Welt sofort eine Verlobung wittert. Du solltest doch endlich wissen, was von solchen Klatschereien zu halten ist."

„Ja, aber hier liegt doch mehr vor, als ein dummes Gerede. Was ist natürlicher, als daß die Leute, wenn sie bemerken, daß ein Mann sich stets und allerorten zu einer und derselben Dame hält, auf die Vermutung geraten, die beiden hätten die Absicht, sich zu heiraten?"

Charley zuckte die Achseln.

„Natürlich kann ich mir denken, wer die in Rede stehende Dame ist!" rief er. „Aber sie und ich sind alte Freunde, und man könnte uns in Ruhe lassen. Wir beide werden wohl selbst wissen, was wir thun!"

„Man kann eben den Leuten den Mund nicht verbieten," fuhr Ambrosius fort. „Und für dich ist die Sache noch nicht so schlimm, du bist heute hier, und morgen wieder wer weiß wo — aber anders verhält es sich mit ihr. Es würde mir sehr leid thun, wenn sie in ein unliebsames Gerede käme. Die Welt urteilt nach dem, was sie sieht, lieber Charles."

Charley nahm seine Cigarre wieder auf und rauchte schweigend weiter.

„Und das Gerücht stammt nicht von heute," fuhr der Bruder fort. „Schon damals, als du zum erstenmal als verheirateter Mann hier warst, mußte ich allerlei unangenehme Bemerkungen über euren Verkehr hören."

Charley warf seine Cigarre aus dem Fenster und wandte sich Ambrosius zu. „Du bedenkst wohl nicht, was du sprichst!" rief er auffahrend.

Ambrosius hielt seinen Blick ruhig aus. „Ich wiederhole, daß ich damals, als du als noch verheirateter Mann hier warst, schon allerlei unangenehme Dinge über euren Verkehr hören mußte, obgleich er, wovon ich selbstverständlich fest überzeugt bin, ein durchaus geschwisterlicher war. Die Leute urteilen eben nach dem Schein."

„Wer sind denn diese Leute?"

„Na, Charles, sei ruhig und vernünftig. Von wem ich meine Nachrichten empfing, kann ich dir nicht sagen, du mußt einfach meinen Worten Glauben schenken. Ich sage dir das alles ja nicht, um Zank und Streit anzufangen, sondern um das liebevolle Vertrauen zwischen uns herzustellen, das zwischen Brüdern herrschen sollte."

„Gut, du sollst es haben. Sage mir aber vorerst, ob du glaubst, ich habe sie kompromittiert, oder ob du meinst, ich hätte mich ohne dein Vorwissen mit ihr verlobt. Noch verstehe ich dich nicht recht."

„Ich habe von verschiedenen Seiten gehört, du wärest mit ihr versprochen und man habe das längst erwartet, denn du hättest schon früher, als deine Frau noch am Leben war, große Zuneigung für sie gehegt."

„Und du glaubst das auch?"

„Ich, nein! Im Gegenteil, ich bin fest überzeugt, daß du in Gedanken und Thaten ein Ehrenmann gewesen bist und deine Frau tief und aufrichtig betrauert hast. Wir Scotts sind von jeher sprichwörtlich gute Ehemänner und Familienväter gewesen. Ich habe mir die Sache auch lange hin und her überlegt, ehe ich mich zu einer Einmischung entschloß. Aber nun beantworte mir nur kurz und bündig die Frage: Seid ihr verlobt oder nicht?"

„Kurz und bündig: Nein!"

Ambrosius schüttelte den Kopf. „So solltet ihr es sein!" sagte er nach einer Pause.

„Meint das Anna auch?"

„Anna denkt immer, was ich denke."

„Und ist Chard derselben Meinung?"

„Die Frage kann er dir gleich selbst beantworten," versetzte er, auf den eben eintretenden Vikar deutend.

Charley stand auf und stellte sich den beiden gegenüber. „Mein Bruder Ambrosius beschuldigt mich, ein Unrecht begangen zu haben," sagte er, zu dem Pfarrer gewendet. „Wollen Sie nun so gut sein, mir eine Frage zu beantworten, Chard? Haben Sie hier, in dem verwünschten Klatschneste, je über mein Verhältnis zu einer gewissen Dame reden hören?"

„Welche Art von Verhältnis meinen Sie?"

„Weichen Sie nicht aus, Chard, heraus mit der Sprache! Ich muß wissen, was man hier von mir denkt und sagt. Ist Ihnen ein solches Gerede zu Ohren gekommen?"

„Wenn Sie es denn durchaus wissen wollen — ja."

„Hat man dies Verhältnis als ein Aergernis besprochen?"

„Im Gegenteil," entgegnete seufzend der Pfarrer.

„Hat man dies Verhältnis je verunglimpft?" fuhr Charley fort, ohne sich von seinem Ziele abbringen zu lassen.

„Was meinen Sie damit?"

„Ich meine, um ganz klar zu sein, hat man mich beschuldigt, der Dame in ungebührlicher Weise den Hof gemacht zu haben, als meine Frau noch lebte?“

Der Vikar sah seinen Schwager an, der ihm in der That von der indiskreten Aeußerung Mr. Chivers' Mitteilung gemacht hatte.

„Wozu soll man solche alte Geschichten wieder aufrühren?“ sagte er dann.

Charley setzte sich nieder und brannte sich eine frische Cigarre an. „Es muß recht angenehm für sie sein, so etwas zu hören,“ sagte er nach einer Weile. „Und wahrhaftig, Chard, erinnern Sie sich, was einer Ihrer Knaben bei dem Picknick herausplauderte? Selbst die Kinder müssen das Gewäsch gehört haben. Aber sie schien nichts darauf zu geben, sich wenigstens nicht darüber zu ärgern, denn sie lachte, wie Sie sich noch erinnern werden.“

„Warum sollte sie sich denn darüber ärgern?“ fiel Ambrosius ein. „Bist du nicht eine gute Partie für jede? Außerdem ist sie eine so liebe, prächtige Seele. Da hätten wir wieder mal den Beweis, wie günstig dir Frau Fortuna gesinnt ist; denn auch die Vermögensverhältnisse sind die denkbar besten.“

Der Vikar und Charley sahen einander lachend an, und Ambrosius erhob sich, um zu gehen.

„Ich bin sehr froh, daß es zu einer Aussprache zwischen uns gekommen ist, Charles,“ sagte er, indem er dem Bruder die Hand zum Abschied reichte. „Wir sind noch die beiden einzigen Scotts und dürfen einander nicht mißverstehen, nicht verkennen. Ich könnte es nicht ertragen.“

Als Ambrosius gegangen war, nahm Charley die eben eintreffende Zeitung zur Hand. „Nichts als Wahlgeschichten!“ rief er, eine Seite nach der andern mit den Augen überfliegend. „Ich werde froh sein, wenn die Sache erst vorüber ist, damit man wieder einmal etwas andres sieht und hört.“

Und doch befand sich gerade in der hastig überblickten Nummer des Blattes ganz unten in der Ecke im kleinsten Druck eine Notiz, die in der Aufregung, welche die Wahlen hervorriefen, gerade von denen übersehen wurde, die sie am nächsten anging. Es war eine kurze Meldung über die wunderbare Rettung einiger Passagiere der vor vier Jahren auf dem Wege von Bombay nach Aden verunglückten „Elephanta“,

die seitdem auf einem wüsten Felseneilande gelebt hatten und von einem indischen Handelsschiffe aufgefunden und aufgenommen worden waren.

Niemand in ganz Westminster las im Sturme und Drange dieser Tage die Nachricht, und Charleys Ellbogen ruhte darauf, während er über das sprach, was ihn im Augenblicke am meisten bewegte. Chard war sein bester Freund, und so besprach er mit ihm, worüber er sonst mit keinem Menschen redete.

Major Scott war in seiner Selbstschätzung sehr bescheiden. Er konnte nicht glauben, daß Mary ihn nehmen würde, selbst wenn er sich um sie bewerben sollte. Er hielt sich fest überzeugt, sie würde ihn auslachen. Außerdem liebte er sie nicht mit der Liebe eines Mannes für das Weib seines Herzens, und Mary war sicherlich nicht die Person, die sich mit einem lauwarmen Gefühl begnügte. Wie konnte er vor sie hintreten und sagen: „Die Leute behaupten, wir müßten uns heiraten, deshalb wollen wir's nur thun"? Und einen andern Grund, ihr seine Hand zu bieten, hätte er mit dem besten Willen nicht aufzubringen vermocht.

Mr. Chard hörte ihm geduldig zu; aber er meinte, wenn das Paar nur erst verlobt sei, würde die Liebe sich schon einfinden. Charley mit seinem warmen Herzen und seinem Geschmack am häuslichen Behagen könne unmöglich in seiner jetzigen Vereinsamung weiterleben und sich dabei glücklich fühlen. Außerdem war der Vikar fest überzeugt, daß Mary den Jugendfreund immer geliebt habe, und um seine Zweifel vollends zu beschwichtigen, hielt er es jetzt für erlaubt, zu erzählen, wie er eines Tages, bald nachdem Charley der schwere Schlag betroffen, Mary in Schmerz aufgelöst draußen auf der Heide gesehen, und wie sie dann lange Zeit sichtlich unter seinem Unglück mitgelitten habe.

Auch Charley erinnerte sich nun wieder, wie vergrämt sie damals ausgesehen hatte, wie oft ihre Augen die Spuren vergossener Thränen gezeigt, und wie damals, als seine Heimkehr nach England bevorgestanden, der Vikar ihm geschrieben, Mary blühe jetzt wieder auf und werde wieder jung. Er dachte daran, wie er sie damals weinend über dem Photographiealbum gefunden hatte, und alles das gab Mr. Chards Worten nur noch stärkere Ueberzeugungskraft.

Eine ganze lange, schlaflose Nacht ging er mit sich zu Rate, was er thun oder lassen solle; aber je mehr er nach-

dachte, desto mehr fühlte er, daß irgend etwas geschehen müsse, und dies Etwas konnte eigentlich nur eins sein.

Warum sollte er auch zögern? Sie war schön, fein gebildet, liebenswürdig und die treueste Seele — genug, eine Frau, die ihn in jeder Beziehung zu fördern vermochte, auf die er stolz sein konnte. Aber dann dachte er wieder an jenes kindliche Geschöpf, das ihm jedes Wort von den Lippen abgelesen, das von seinem Lächeln gelebt hatte — das war seine Liebe gewesen! Da lag eben der Unterschied. Er hatte niemals zu Jenny emporgeblickt, hatte nie daran gedacht, sie könne ihm je eine Gehilfin auf dem Lebenswege sein; aber sie hatte sein Herz vollständig bestrickt, und gerade ihre Hilflosigkeit und Abhängigkeit hatten ihn nur um so stärker an sie gefesselt.

Mary bedurfte in dem, was sie that, keiner Stütze, ja sie würde eine solche wahrscheinlich zurückgewiesen haben. Sie würde ehrgeizig für ihn gewesen sein, würde ihn angespornt haben, in seiner Laufbahn vorwärts zu streben. Jenny hatte ihn wenigstens Alexander dem Großen gleichgestellt und würde den Ruhm gehaßt haben, der ihn ihr entzog — dann erblickte er in den flüchtigen Momenten, wo ihn der Schlaf übermannte, das bleiche Gesichtchen, das sich während seiner Krankheit nachts über ihn gebeugt, hörte das Niederklatschen des Regens auf das Blechdach des Bungalow am Naini-Tal und wußte, wenn er wieder zum vollständig klaren Bewußtsein erwachte, daß es eine Unmöglichkeit für ihn war, eine zweite Frau zu nehmen.

Siebzehntes Kapitel.

Im Laufe des Vormittags legte sich indessen der Tumult der Gefühle in Charleys Brust, und von allem, was er gedacht und empfunden hatte, stand nur eins fest und klar vor ihm: er mußte Mary vor die Wahl stellen, ihn auszulachen oder seinen Antrag anzunehmen.

Man beschuldigte ihn, mit dem Herzen Marys, die er von allen Frauen der Welt am höchsten achtete, leichtsinnig gespielt zu haben. Er mußte ihr wenigstens die Möglich-

keit geben, diese Verleumdung zurückzuweisen, und so erschien er am Frühstückstisch mit dem Gesicht eines Mannes, der einen verzweifelten, unwiderruflichen Entschluß gefaßt hat. Er war mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt gekleidet, was selbst die Zwillinge bemerkten; denn sie machten einander in durchdringendem Flüstertone darauf aufmersam, daß er seine besten Sonntagskleider anhabe.

Nach dem Frühstücke schlenderte er nach dem Hause seines Bruders, wurde aber in jeder Straße, fast an jeder Thür durch Leute angehalten, die sich nach seinem Befinden erkundigten. Er war der Held des Tages, und selbst die, welche seine Gegner bei der Wahl gewesen waren, lächelten ihm zu, wenn er sie im Vorübergehen grüßte. Man setzte den Ausfall der Wahl allgemein auf seine Rechnung, und selbst die ärgsten Widersacher machten ihm den Ruhm nicht streitig.

Und dann führte der Zufall auch noch Miß Latimer herbei. Als sie von weitem sichtbar wurde, verstummten die guten Kleinbürger, die Charley bis dahin den Weg verlegt hatten, urplötzlich, baten um Entschuldigung, ihn aufgehalten zu haben, und zogen sich mit einer Miene zurück, als seien sie sich wohl bewußt, wie überflüssig sie hier wären.

Charley ging Mary mit dem angenehmen Bewußtsein entgegen, daß sie aus jedem Fenster zu beiden Seiten der Straße beobachtet würden; aber er verlor keinen Augenblick die Selbstbeherrschung.

„Da kommt der Sieger ja einhergeschritten!“ rief sie ihm schelmisch entgegen. „Ich hörte, Sie hätten gestern nur mit Hilfe Chards und auf seinen Arm gestützt nach dem Wahllokale kommen können, und nun finde ich Sie hier ganz munter und rüstig auf der Straße.“

Es war ihm noch vor einer kleinen Weile so leicht erschienen, der Freundin zu sagen, daß er in ein näheres Verhältnis als das der Freundschaft zu ihr zu treten wünsche; jetzt, da sie sich Auge in Auge gegenüberstanden, kam es ihm wieder unmöglich vor.

Wie war es denn damals gewesen, als er um Jenny geworben? Ach, das hatte sich ganz von selbst gemacht. Sie waren zusammengeflossen, wie zwei Tropfen Wasser. Jetzt, nachdem er alles so reiflich überlegt, sogar daran gedacht hatte, ein „hochzeitlich Kleid“ anzulegen und von der Not-

wendigkeit des Schrittes fest überzeugt war — jetzt fühlte er sich befangen wie ein Schulknabe, der um eine Gunst bitten möchte, die Worte aber nicht zu finden vermag.

So sprach denn Mary, als er mit ihr umkehrte, wieder die Straße hinauf, und dem Weiler zuging, nach welchem ihr Weg sie führte, für beide. „Wann werden Sie die Armschlinge ablegen?“ fragte sie. „Ich glaube, Sie tragen sie nur noch, weil es interessant aussieht. Jedenfalls that sie ihre Schuldigkeit. Wer hatte denn eigentlich diesen Schachzug ausgeklügelt? Sie, Mr. Chard oder Ihr Bruder?“

„Ich sicherlich nicht.“

Sie blickte, erstaunt über seine Kürze und den Ton, in dem er sprach, zu ihm auf und setzte schnell hinzu: „Wer auch den Plan gemacht haben mag, es war ein genialer Streich. Wissen Sie wohl, daß Ihr Bruder in der Freude seines Herzens seiner Frau und jeder seiner Töchter ein Zwanzigschillingstück geschenkt hat? Ich wollte nur, Sie hätten gesehen, welche Miene er bei diesem Geschenk machte. Er denkt sicherlich, sie wären nun für Lebenszeit reichlich mit Taschengeld versehen.“

Charley lachte, ohne recht zu wissen, worüber.

Plötzlich stieg der Gedanke in ihr auf, er begleite sie vielleicht nur aus Pflichtgefühl. „Sie sollen nun nicht weiter mitgehen, und ich sage Ihnen vorläufig Lebewohl,“ begann sie. „Ich habe hier bei dem Tischler eine Weile zu thun; er soll mir meine Veranda breiter machen, und ich muß mich mit ihm über die Maße genau verständigen. Er ist kein besonders zuverlässiger Arbeiter, und ich beschäftige ihn nur um seiner netten, kleinen Frau willen.“

Hier war ein Anknüpfungspunkt gegeben.

„Sie wollen bauen?“ fragte er. „Aber Sie haben doch nicht die Absicht, für immer hier zu bleiben?“

Weiter kam er nicht.

„Warum nicht?“ gab sie zur Antwort. „Westminster ist mir zur Heimat geworden. Außerdem bin ich hier weit genug von meiner Schwester Alice. Ich habe alle meine Neffen und Nichten sehr gern, aber wenn wir einander näher wohnten, würde ich immer eins der Kinder bei mir haben, und das Haus würde gar nicht mehr mir gehören.“

Da hielten sie wieder am Berge! Verlegen zwirbelte er, als sie stehen blieb, um sich von ihm zu verabschieden, abermals die Spitzen seines Schnurrbartes in die Höhe.

„Armer Freund, Sie sehen noch recht elend aus,“ sagte Mary. „Sie brauchen kräftige Fleischbrühe und andre gute Dinge. Soll ich lieber den Weg zum Tischler aufgeben und mit Ihnen umkehren?“

Ihr schönes Gesicht drückte Güte und herzliche Teilnahme aus, und plötzlich fühlte er, daß die Schwierigkeit, sich auszusprechen, gehoben sei.

„Mary, ich möchte Sie um etwas bitten und fürchte doch, Sie damit zu beleidigen,“ begann er. „Ich möchte Sie bitten, mir Ihre Hand zu reichen und meine Frau zu werden.“

Sie wandte sich und ging langsam weiter, dem Hause des Tischlers zu. Charley blieb neben ihr. Sie hielt den Kopf gesenkt, und er konnte ihr Gesicht nicht sehen; aber ihre Stimme verriet, wie bewegt sie war, als sie entgegnete: „Wegen des dummen Geredes?“

„Ja, zum Teil,“ gab er der Wahrheit gemäß zur Antwort; „denn ehe ich erfuhr, was man von uns spricht, hatte ich nicht daran gedacht, daß unsre alte Freundschaft so selbstverständlich zu einem noch näheren Verhältnis führen müsse.“

„Aber nun fühlen Sie sich verpflichtet, das Opfer zu bringen?“

„Nein, aber die Augen gingen mir auf. Außer auf meine Frau habe ich nie auf ein andres, weibliches Wesen so große Stücke gehalten, wie auf Sie. Ich habe, seit ich Jenny verloren, manches schöne Gesicht bewundert und mich zuweilen gern mit hübschen Mädchen unterhalten, aber ich habe bis jetzt nie ernstlich daran gedacht, mich wieder zu verheiraten.“

„Ich bin zu alt für Sie,“ versetzte Mary. „Daß Sie an einen neuen Ehebund denken, finde ich ganz richtig; aber Sie müssen sich nach einem jungen Mädchen umsehen, deren erste Liebe Sie sind.“

„Sie waren wenigstens meine erste Liebe,“ gab er zur Antwort.

„Ihre erste Flamme, wollen Sie sagen; denn Liebe war das nicht. Nein, nein, lassen Sie uns dies ganze Gespräch vergessen und das dumme Gerede der Leute verachten!“

„Mary, lassen Sie uns die Vergangenheit vergessen und ein neues Leben miteinander beginnen!“

„Wird die Vergangenheit uns das gestatten?“

Sie hatte Thränen in den Augen, und ihre Stimme klang bewegt.

„Es war für mich eine glückliche Vergangenheit,“ sagte er sanft. „Ich vermute, daß Sie ebenfalls allerlei in sich durchgekämpft haben, liebe Mary; aber ich möchte nichts davon wissen. Wir wollen, was hinter uns liegt, gegenseitig mit schonender Hand berühren und einander in der Gegenwart zu Glück und Frieden verhelfen. Sind Sie damit einverstanden?“

„Sie müssen mir Bedenkzeit lassen,“ entgegnete sie.

„Wie lange?“

„Bis morgen oder übermorgen. Inzwischen sprechen Sie mit niemand über die Sache — nicht wahr, Charley?“

„Ich werde mit niemand darüber sprechen, bis Sie es mir erlauben.“

Währenddem hatten sie das Haus des Tischlers erreicht. Mary trat ein und bat ihren Begleiter, nach Hause zu gehen; aber obgleich sie länger als eine Stunde ausblieb, fand sie ihn, als sie wieder auf die Straße trat, doch noch dort.

„O Charley, Sie sehen ja aus wie ein Geist!“ rief sie in dem gewöhnlichen, schwesterlichen Tone vorwurfsvoll. „Wie können Sie sich so übermüden? Ich sagte Ihnen doch, Sie sollten nach Hause gehen.“

„Ich werde Ihnen nicht eher gehorchen, bis Sie ein gesetzliches Recht haben, mir Befehle zu geben. Kommen Sie, Mary — sagen Sie, daß Sie meine Wünsche erfüllen wollen. Sie werden, wenn mein Urlaub zu Ende ist, mit mir nach Indien gehen, nicht wahr? Und Sie sollen sehen, daß ich als musterhafter Ehemann selbst Ambrosius übertreffe.“

Während Mary mit dem Tischler sprach, war ihr, gerade weil sie sich überzeugt fühlte, sie werde ebenso wenig im stande sein, Charley zu heiraten wie irgend einen andern, der Gedanke gekommen, wie thöricht es sei, Geld in ein Haus zu stecken, das sie wahrscheinlich nicht lange mehr bewohnte. Westminster schien ihr plötzlich fremd, es war ihr, als habe sich ihr eine weitere Aussicht für die Zukunft eröffnet, obgleich sie, ihrer Meinung nach, Charleys Antrag abgelehnt hatte und entschlossen war, auch fernerhin jede Veränderung ihrer jetzigen Verhältnisse abzulehnen. Während der Tischler die Maße erwog, seinen Plan entwarf und

mit flüchtigen Strichen aufzeichnete, und während sie seine Vorschläge anscheinend aufmerksam anhörte, bemächtigte sich ihrer mehr und mehr die Ueberzeugung, daß die Sache nie zur Ausführung kommen werde.

„Wir verstehen uns also, Miß Latimer, und ich werde die Arbeit gleich in Angriff nehmen," sagte der Mann endlich.

„Erst muß ich noch einige Worte mit Nancy sprechen," entgegnete sie, innerlich ungewiß, welche Entscheidung sie treffen sollte; denn sie wußte wohl, daß mit der Vergrößerung der Veranda noch eine andre, viel wichtigere Frage entschieden würde, und wollte etwas Zeit gewinnen.

Aber nachdem sie sich eine Weile mit ihrer früheren Dienerin unterhalten und ihre Erkundigungen nach den Kindern soviel als thunlich in die Länge gezogen hatte, war sie ihres Entschlusses ebensowenig sicher wie vorher. Erst als der Mann ihr die Thür öffnete, um sie hinaus zu lassen, fand sie Worte.

„Jedenfalls können wir die Arbeit nicht beginnen, ehe die Rosenblüte vorüber ist," sagte sie. „Meine Kletterrosen kann ich nicht opfern."

„Bis zum Aufstellen kann ich alles zu Hause fertig machen, und das Aufstellen besorgen wir, wenn es Ihnen paßt," entgegnete der Mann.

In diesem Augenblicke bemerkte sie den auf der Straße hin und her wandelnden Charley.

„Nein, fangen Sie die Arbeit noch nicht an," sagte sie. „Möglicherweise ändre ich noch etwas an dem Entwurf. Ich sage Ihnen noch einmal Bescheid."

Sie schämte sich der Lüge und schalt Charley aus, aber als er seine Bitte wiederholte, klangen ihre Bedenken und Gegenvorstellungen schon um vieles unentschiedener. „Wann läuft Ihr Urlaub ab?" fragte sie.

Er hatte noch acht bis neun Monate Zeit, ehe er wieder nach Indien abreisen mußte.

Charley redete sich selbst in den Glauben hinein, daß sein Leben an Marys Seite noch einmal ein helles, glückliches sein werde; aber er empfand bis jetzt allerdings noch nicht die mindeste leidenschaftliche Aufregung. Sein Herz schlug so ruhig wie gewöhnlich, Mary erschien ihm sehr angenehm und liebenswürdig — nichts weiter. Es kam ihm, als er sie durch den Garten nach Hause führte und in dem

einsamen Wohnzimmer von ihr Abschied nahm, nicht in den Sinn, daß er als Liebhaber den Arm um ihre Taille legen und um einen zärtlicheren Abschied, als um ein bloßes Händeschütteln bitten könne.

„Merken Sie wohl,“ sagte sie, während ihre Hand noch in der seinigen lag, „es besteht zwischen uns kein bindendes Versprechen. Wir verkehren miteinander wie bisher, und niemand darf ahnen, daß zwischen uns ein Einverständnis herrscht, was ja eigentlich auch nicht der Fall ist. Sie sind frei und ich bin frei. Im Laufe der Zeit werden wir sehen, wie sich alles gestaltet. Sind Sie damit einverstanden?“

„Ich verspreche, vorläufig niemand etwas zu sagen,“ entgegnete er. „Aber ich meinesteils halte mich gebunden, mögen Sie Ihrerseits dies thun oder nicht. Meine Beständigkeit wird Sie doch vielleicht mit der Zeit rühren.“

Als er ins Pfarrhaus zurückkehrte, setzte sich Mr. Chard an das Pianoforte und begann den Hochzeitsmarsch zu spielen. „Paßt die Musik zur Sachlage?“ fragte er.

„Das kann ich noch nicht sagen,“ entgegnete Charley lachend. „Doch wenn es soweit kommt, sollen Sie, alter Freund, es jedenfalls zuerst erfahren.“

Aber obwohl von keiner Seite Bestimmtes ausgesprochen wurde, hatte man doch im engern Freundes- und Familienkreise die Empfindung, daß etwas Ungewöhnliches vorging. Anny und Johanna ließen das Paar, wenn sie anwesend waren, nicht aus den Augen und tauschten heimlich ihre Bemerkungen über jeden Blick und jedes Wort aus, das die beiden miteinander wechselten. Ambrosius erbot sich, wenn Mary den Abend in seinem Hause zugebracht hatte, nie mehr, sie heim zu begleiten. Auch war er seit jenem Abend im Pfarrhause nie wieder auf das Verhältnis zwischen Mary und seinem Bruder zurückgekommen; denn er fühlte, daß eine fernere Einmischung nicht mehr notwendig sei. Ebenso enthielt sich der Vikar, der aus verschiedenen kleinen Anzeichen den Schluß zog, daß alles im richtigen Geleise sei, jeder Frage.

Bald nach der Wahl hatte Charley ein kleines Nachmittagsfest in seinem Landhäuschen veranstaltet. Die Gesellschaft bestand nicht nur aus den Freunden in Westminster — auch die neuen Bekanntschaften der Umgegend waren dazu geladen, und da Charley einen Schießplatz errichten, einen Lawn-tennis-Platz vorbereiten, ein Karussell

aufstellen und ein Marionettentheater aus der Stadt kommen ließ, so gewann die Sache von vornherein einen gewissen großen Stil und interessanten Charakter. Das Musikkorps eines benachbarten eleganten Seebadeortes spielte auf, die Erfrischungen übertrafen an Güte, Menge und Auswahl alles, was man in Bestminster gewöhnt war, und das Wetter ließ sich herrlich an.

Am Morgen des festlichen Tages verrieten die beiden Mädchen dem Onkel, daß Mary dem Feste nicht beiwohnen werde.

„Woraus schließt ihr das?“ fragte er.

Sie sagten ihm, daß Miß Latimer ihrer Mutter die Ponyequipage angeboten und sich geweigert habe, den Grund, warum sie sie nicht selbst benutze, anzugeben.

Die Mädchen rieben sich die Hände, als sie sahen, wie der Onkel sich unmittelbar, nachdem er diese Nachrichten erhalten, in der Richtung nach Marys Wohnung hin entfernte. Die Aeltere bot der Jüngeren eine Wette um ein Täfelchen Schokolade an, daß er sie doch noch bestimmen werde, zu kommen.

Charley fand Miß Latimer in ihrem schattigen Wohnzimmer, umringt von Blumen und andern hübschen Sachen, mit einer Handarbeit beschäftigt und ging ohne Umstände auf sein Ziel los.

„Ich höre, Sie haben meiner Schwägerin für heute Nachmittag Ihren Ponywagen zur Verfügung gestellt. Warum wollen Sie nicht zu meinem Feste kommen?“

Sie lachte und wurde rot als sie erwiderte: „Lieber Freund, verlangen Sie eine Antwort, welche an Eidesstatt gilt?“

Er setzte sich zu ihr, nahm ihr die Arbeit aus den Händen und fuhr ernsthaft fort: „Ich verlange, daß Sie mir das Versprechen geben, zu kommen; denn ich ahne, daß Sie die Absicht haben, wegzubleiben.“

„Ich habe Kopfweh, bin müde, werde mich später zu Fuß einstellen“, versetzte sie und fügte dann mit einer Anwandlung von Ungeduld hinzu: „Alle Klatschmäuler der Umgegend werden anwesend sein, nicht wahr?“

„Dachte ich's mir doch!“ sagte Charley. „Sie schämen sich meiner und ängstigen sich um das, was die Leute sagen könnten.“

„Ich schäme mich Ihrer nicht, hasse es aber, im Munde der Leute zu sein.“

„Und so kommen Sie lieber nicht!“

„Was verschlägt es, ob ich da bin oder nicht? Es werden auch ohne mich Leute genug sein.“

„Bitte, hören Sie mich an,“ entgegnete er, noch immer sehr ernst. „Wenn Sie nicht versprechen, mit meiner Schwägerin hinauszukommen, so lasse ich die ganze Geschichte im Stiche, komme und hole Sie und teile nachher den Leuten den wahren Grund meiner Abwesenheit mit.“

„Das wäre wirklich ein Thorenstreich!“

Dabei lachte sie nervös laut auf; sein Ernst fing an, sie zu ängstigen; es war nicht mehr der Schulfreund, der da vor ihr saß, sondern ein Mann, der fest entschlossen schien, sich Gewißheit zu verschaffen.

„Es wäre sehr unrecht und gar nicht schön von Ihnen, wenn Sie mich zu einem solchen Schritte nötigten,“ fuhr er fort. „Sie sind nicht krank — haben in Ihrem Leben nicht wohler ausgesehen; es ist also nur die Laune eines eigensinnigen Kindes, der Sie nachgeben.“

„Charley, Sie nehmen sich Dinge heraus, zu denen sie gar kein Recht haben“, gab sie lachend zur Antwort. „Aber ich will dennoch versprechen zu kommen, wenn Sie sich gegen mich benehmen wollen wie — ja, wie Sie sich zum Beispiel gegen Miß Brown bei dieser Gelegenheit benehmen würden. Ich gestehe, daß ich fürchte, Sie möchten es vielleicht für notwendig halten, mir Aufmerksamkeiten zu erweisen, und dann —“

„Wie ich mich gegen Miß Brown benehmen würde!“ rief er mit einem Anfluge von Schelmerei. „Nun, da ich die Dame von Kindheit an kenne und da sie meine Patin ist, so —“ hier beugte er sich zur Mary und küßte sie leicht auf die Wange — „so habe ich sie beim Kommen und Gehen stets mit einem Kusse begrüßt.“

Mary stieß ihren Stuhl zurück, bedeckte ihr brennendes Gesicht mit den Händen, fing an zu lachen und rief: „O, Charley, Sie sind ebensowenig verliebt in mich, wie ich in Sie!“

War nicht während all der langen Winterabende, während so viel banger Nachtwachen am Krankenbett der Mutter die Erinnerung an die Küsse eines Liebenden wach und lebendig in ihr geblieben? Hatte nicht in dieser ganzen Zeit sein Blick — Grab und Tod trotzend, Zeit und Raum überspringend — in dem ihren geruht und sie in süße Träume

gewiegt? Konnte sie sich nun durch ein unechtes Gefühl täuschen lassen?

Charley zog sich verletzt zurück. Hatte er ihr doch das Beste, was er zu bieten hatte, zu Füßen gelegt.

„Vergessen Sie, was ich eben gesagt habe, geben Sie nichts darauf!“ rief Mary beschämt, als sie die Wirkung ihrer Worte bemerkte. „Kommen Sie, Charley, wir wollen einen Gang durch den Garten machen; Sie müssen doch meine neuen Rosen sehen.“

Als sie zwischen den Rosenbeeten dahinschritten, bückte sie sich, brach eine Nelke und befestigte sie in seinem Knopfloch. Dabei faßte er sie um die Taille. Heftig machte sie sich von ihm los.

„Nun komme ich gewiß nicht!“ rief sie.

„Sie wissen, welche Strafe darauf stehen würde,“ versetzte er. „Wenn ich aber wirklich kommen müßte, um Sie zu holen, und Sie sich dann etwa weigern sollten, mitzugehen, so würde ich ganz einfach hier bleiben.“

Damit lüftete er seinen Hut und ging. Unterwegs schüttelte er den Kopf über seine eigenen Gedanken. Er wußte, der Versuch, den Liebhaber zu spielen, war ihm mißlungen, er hatte das Mädchen, das seine Frau werden sollte, genau so geküßt, wie er seine Patin, Miß Brown geküßt haben würde.

Mary stellte sich bei dem Gartenfeste ein und hatte sich, einer wunderlichen Grille folgend, Mühe gegeben, als die am besten gekleidete Dame in der Gesellschaft zu erscheinen. Es waren viel sehr hübsche Mädchen anwesend. Miß Latimer aber überstrahlte sie alle.

„Sie ist nicht umzubringen,“ äußerte Mr. Chivers ärgerlich zu Ambrosius, während die beiden Männer, wie alle andern ihres Geschlechts, sie beobachteten, und besonders Marmaduke, aufs neue ihrer Anziehungskraft erliegend, ihr folgte, wie ein Schatten. „Je älter sie wird, desto jünger sieht sie aus!“

Ein Diener hatte den Festgeber nach seinen Befehlen in irgend einer Sache gefragt, und Charley, der — gerade bei einer Partie Croquet beteiligt — nicht gut abkommen konnte, hatte den Vikar gebeten, Miß Latimer zu fragen. Sie werde die nötige Anordnung treffen.

Mary war auch ohne Rückhalt auf die ihr damit zugeteilte Rolle eingegangen. Sie hatte befohlen und an-

geordnet, als sei das von rechtswegen ihre Sache, als stehe sie dabei auf dem ihr gebührenden Platze. Den ländlichen Ball, mit dem das Fest schloß, hatte sie mit dem Hausherrn eröffnet, obgleich sie wußte, daß alles dies die Glieder der Kette, die sie an Charley band, nur noch enger schmiedete, während dieser ihre Gefälligkeit nur als gerechte Sühne für die Abneigung betrachtete, mit der sie seiner Werbung begegnete. Ambrosius und der Vikar erblickten in alledem nur die sicheren Vorboten eines engern Bündnisses zwischen den beiden.

Mr. Chivers gab bald darauf seinen Wählern, ohne Unterschied des Ranges und Standes, einen großen Ball, wozu Miß Latimer keine Einladung empfing.

„Man macht ihr nur ein Kompliment, wenn man sie ausschließt!“ rief Charley. „Du wirst doch Anny nicht dorthin gehen und mit Krethi und Plethi tanzen lassen, Ambrosius?“

„Anny soll jetzt überhaupt noch keinen Ball besuchen,“ versetzte der Bruder. „Aber nach den Wahlen wird ein solches Fest immer als etwas Selbstverständliches betrachtet. Man kommt zusammen, um sich gegenseitig zu dem Erfolg Glück zu wünschen und sich dessen zu freuen, wobei doch alle Klassen wissen, daß dies keinen Ausgleich der Stände zu bedeuten hat, keine Art von Verbrüderungsfest ist. Du wirst dich dabei sehr gut unterhalten, Charles.“

„Glaube ich nicht“, versetzte der Major. „Werde kaum dort sein.“

Als aber auch Mary eine Einladung empfing — Marmaduke Chivers brachte sie selbst und fügte die dringende Bitte bei, nicht abzulehnen — und Mary, ohne eine Ahnung, mit welcher tugendhaften Entrüstung man sie beurteilte, gern annahm, da wurde auch Charley andrer Meinung und erklärte sich willig und bereit, den Ball zu besuchen, obwohl dadurch ein beabsichtigter Aufenthalt in London verkürzt wurde. Die Cartwrights waren nämlich auf Urlaub dorthin zurückgekehrt, und Charley wollte sie besuchen.

„Wenn ich wieder nach Hause komme, sind wir hoffentlich über allen Unsinn hinweg,“ sagte er, als er von Miß Latimer Abschied nahm.

„Ich habe ja immer geglaubt, daß Sie sich nur einen Spaß machten,“ sagte sie, ihn absichtlich mißverstehend. „Ich werde also mit dem Umbau meiner Veranda anfangen lassen.“

„Wenn Sie nicht wissen, wie Sie sonst Ihr Geld zum Fenster hinauswerfen wollen, können Sie's ja thun," versetzte Charley. „Nur bitte ich Sie, ehe Sie etwas so Unnützes unternehmen, zu bedenken, daß Sie nächsten Sommer nicht mehr hier sein werden."

„Nächsten Sommer soll ich nicht mehr hier sein?" sagte sie, indem sie sich in dem hübschen vertrauten Raume umsah, „das klingt ja fast betrübend."

Sie nahmen nicht Abschied voneinander wie zwei Liebende. Er hatte sich an den Gedanken gewöhnt, sich wieder zu verheiraten; aber jedesmal, wenn sich eine Veranlassung bot, der Freundin in zärtlicherer Weise zu nahen, hielt ihn ein gewisses Etwas davon zurück. Eine Empfindung, die er nicht zu besiegen vermochte, verhinderte ihn, solche Gelegenheiten zu benutzen. Wurde ihr Alleinsein durch eine dritte Person gestört, so empfand er dies stets wie eine Erleichterung. Dabei war beiden der alte behagliche Ton abhanden gekommen. Ihr Verkehr hatte etwas Gezwungenes; Freundschaft und Liebe lagen miteinander im Streite, und keine von beiden wollte dabei gedeihen. Waren die zwei Freunde fern voneinander, so machte sich Charley Vorwürfe über seine Kälte, tröstete sich dann aber immer wieder mit der Hoffnung, daß sich alles von selbst finden würde, wenn sie erst verheiratet wären. Er schrieb Mary von London aus täglich, gab ihr Nachricht von jedem kleinen Vorkommnis, erzählte ihr von seinen Freunden, den Cartwrigths, sagte ihr, wie sehr sie damit einverstanden wären, daß er wieder heiraten wolle, und teilte ihr mit, welche Einkäufe er für ihre gemeinschaftliche Häuslichkeit in Indien und deren Ausschmückung mache. Diese Briefe bewiesen, daß er immer ihrer gedachte; aber es waren Briefe, die jedermann hätte lesen können und die Mary nicht befriedigten.

Auch sie war zu dem Entschlusse gekommen, Charley zu heiraten. Allerdings liebte sie den Jugendfreund nicht mit der Liebe des Weibes für den Mann ihrer Herzenswahl; aber wie er, so meinte auch sie, das werde mit der Zeit schon noch kommen. Dennoch, obwohl sie keine wärmeren Gefühle heuchelte und ihre Antworten auf seine Briefe von gleicher Kühle durchweht waren, empfand sie seine Ruhe unangenehm. Hätte er nur ein einziges dummes, thörichtes Liebeswort gebraucht, sie wäre zufrieden gewesen; aber in seinen langen Episteln, in seinem Geplauder, so amüsant es auch war, fehlte eben

gerade das, was er nicht geben konnte. Freilich hatte sie kein Recht, mehr von ihm zu verlangen, als er von ihr empfing; sie nannte sich selbst unvernünftig, aber das nützte ihr nichts. Sie war und blieb unruhig und unzufrieden, und oft schien es von ihrer Seite nur auf den Zufall anzukommen, ob das Verhältnis fortbestehen oder abgebrochen werden sollte.

Eines Tages begegnete Charley in der St. Jamesstraße in London Mr. Smith. Der kleine Mann war sehr sorgfältig gekleidet, hatte, wie er erzählte, sehr viel Liebe und Freundschaft von den alten Freunden, die er in Indien gekannt, erfahren, fand London aber im ganzen langweilig, die Frauen bei weitem nicht mehr so hübsch, wie sie in seiner Jugend gewesen, und die Männer so nüchtern, als wären sie alle Mitglieder strenger Mäßigkeitsvereine. Die Rasse war, seiner Ansicht nach, ausgeartet; heiße Zimmer und der Luxus unsrer Tage entnervten die Menschen, und was das Klima anbetraf, so hatte er sich, seitdem er das Himalayagebiet verlassen, nicht mehr frisch und wohl gefühlt.

Als er von Charleys beabsichtigter Wiederverheiratung hörte, gab er seine aufrichtige Freude darüber zu erkennen und legte ein großes Interesse für die junge Dame an den Tag. Seufzend gestand er, daß er sich ebenfalls nach einer Frau umgesehen habe; aber es sei doch zu spät für ihn, und so habe er sich entschlossen, sobald als möglich nach Indien zurückzukehren.

Dann versuchte er, Major Scott zur Mitreise nach Paris zu bestimmen.

„Alle Welt behauptet, ich dürfe Europa nicht verlassen, ohne in Paris gewesen zu sein, und so werde ich eben hingehen," sagte er; „und wenn Sie mitkommen und das parlez-vous besorgen wollten, sollte Sie die Reise nichts kosten. O, Sie brauchen mir nicht zu danken, denn ich habe ja leider für meinen Bedarf nichts einzukaufen, und es würde mir eine so große Freude sein, wenn ich gleichzeitig Ihnen und mir selbst etwas zu liebe thun könnte."

Aber der Ball, dem Charley als Bräutigam beiwohnen wollte, stand vor der Thür. Außerdem wirkte die Gesellschaft Mr. Smiths, der bei jeder Gelegenheit auf den großen Schmerz seines Lebens zurückkam, keineswegs erheiternd auf sein Gemüt, und so lehnte Charley die Einladung ab, indem

er das Versprechen, mit seiner „Braut“ auf dem Wahlballe zu erscheinen, als genügenden Grund anführte.

Miß Latimer verbrachte den Abend vor seiner Heimkehr allein, nur umgeben von den wenigen Reliquien, die sie aus der Zeit ihres früheren Glückes noch besaß. Sie hielt es für das beste, mit der alten Liebe vollständig aufzuräumen, ehe sie ein neues Verhältnis einging; denn davon war sie überzeugt, daß bei Charleys Rückkehr alles Schwanken zu Ende sein müsse. Ihre Verlobung mußte veröffentlicht oder aufgegeben werden. Allerdings hatte sie erklärt, daß ein wirklicher Verspruch bis jetzt nicht stattgefunden habe, aber sie wußte recht gut, daß für diesen Standpunkt die Sache zu weit gediehen sei. Charley seinerseits hielt sich für gebunden, und trotz ihrer Einsprache dagegen hatte sie dazu heimlich ihre Einwilligung gegeben.

Sie würde unrecht an ihm gehandelt haben, hätte sie sich jetzt noch geweigert, vor der kleinen Welt, in der sie lebten, als seine Verlobte zu erscheinen, besonders da diese kleine Welt dies Ereignis erwartete. Wollte sie das nicht, so blieb ihr nur übrig, ihm die Ueberzeugung beizubringen, daß ihre Verheiratung für beide Teile nicht das Richtige und Wünschenswerte sei. War dem aber wirklich so?

Das war die Frage, die sie sich ehrlich zu beantworten hatte, ehe sie wieder mit ihm zusammentraf, und um leichter und sicherer zu einer aufrichtigen Erkenntnis zu gelangen, hatte sie sich in ihr Schlafzimmer eingeschlossen und einige verborgene Schätze hervorgekramt. Die Zeugen einer toten Vergangenheit sollten ihr zur rechten und richtigen Beurteilung der lebendigen Gegenwart und Zukunft helfen.

Vor ihr lag ein kleines Päckchen Briefe, die sie alle auswendig wußte. Sie waren durch das viele Lesen, das häufige Aus- und wieder Einpacken zerdrückt, die Tinte war verblaßt, das Papier vergilbt. Sie hatte diese Briefe mit ihren Thränen benetzt, mit Küssen bedeckt, sie waren ihr ein heimlicher Trost in schweren Stunden, eine stille, herzinnige Freude während so vieler Jahre geduldigen Hoffens und Harrens gewesen. Die Hand, die sie geschrieben, war im Tode erstarrt, die Gedanken, die sie diktiert, die Liebe, die sich in ihnen ausgesprochen, sie waren nicht mehr in dieser Welt — aber ihr Herz klopfte noch immer stürmisch, ihre Augen leuchteten und ihre Wangen röteten sich, als sie die

Briefe jetzt nochmals an ihre Lippen drückte und sie an ihrem Busen wärmte. War die Vergangenheit wirklich tot?

„Nein," sagte sie zu sich selbst, indem sie das Päckchen innig mit den Händen umschloß, „nein, sie ist nicht tot — nicht verwischt und entschwunden. Wie könnte ich auch nur versuchen, mich darüber zu täuschen?"

Eine Büchse mit Streichhölzern stand vor ihr auf dem kleinen Tische neben dem feuerlosen Kamin. Sie hatte die Briefe verbrennen wollen; denn sie wußte, wenn sie das that, war auch die Unschlüssigkeit vorüber. Hatte sie einmal die Schiffe hinter sich verbrannt, so würde sie vorwärts gehen und ihr Bestes thun, um ein neues Leben zu beginnen und Charley glücklich zu machen, selbst wenn es ihr nicht gelang, dabei ihr eignes Glück zu finden. Aber sie wollte nicht unredlich handeln, hatte nicht unredlich gehandelt! Charley sprach ja in der Voraussetzung, daß sie eine Geschichte habe, als er vorschlug, sie wollten beide die Vergangenheit begraben, und andeutete, es würde ihm lieber sein, wenn er nichts davon erführe. Er gab sich nicht den Anschein, als empfände er eine leidenschaftliche Zuneigung für sie, und forderte auch von ihr eine solche nicht. Und wenn er zufrieden war, warum sollte sie sich sträuben? Er bot ihr ein glückliches Heim und die ruhige Zuneigung eines zuverlässigen Mannes. Sie hatte ihn von Jugend auf gekannt, kein Schatten lag auf seinem Charakter, er war unterrichtet, besaß eine feine gesellschaftliche Bildung, hatte Glück und Erfolg in seinem Beruf und war nicht der Mann, von dem sie fürchten mußte, daß er ihrer müde werden und sie dann unfreundlich behandeln könnte. An seiner Hand entfloh sie der öden Einförmigkeit von Bestminster, sah unbekannte Länder und empfing völlig neue Eindrücke, noch dazu in einer gesellschaftlichen Stellung, die selbst die ehrgeizigen Wünsche und Träume ihrer Jugend befriedigt haben würde.

Sie hatte ihm allerdings gesagt, sie sei zu alt für ihn; aber sie wußte, daß sie hübsch und anziehend genug war, um das auszugleichen, und er konnte sich um so weniger darüber beklagen, da er bedeutend älter aussah, als er war. Sein Haar fing bereits an, sich zu lichten, und in dem hellen, glänzenden Braun zeigte sich schon hie und da ein weißer Faden. Mit aller Ehrlichkeit durfte sie sich sagen, daß er kein Opfer bringe, wenn er sie heirate — und dennoch stellte sich ein Aber ein. War es recht, eine Ehe zu schließen,

die nur auf dem Untergrunde ruhiger Freundschaft fußte? Man hat zwar gesagt, die besten Ehen würden die, welche mit einer kleinen Abneigung anfingen — aber war nicht vielleicht sogar Abneigung besser als reines Wohlwollen? Konnte Abneigung, da sie ein stärkeres Gefühl ist, nicht auch im stande sein, eine starke Reaktion hervorzubringen? Und konnte in ihrem Falle nicht vielleicht Abneigung entstehen, wenn das jetzige Wohlwollen erlosch?

So dachte sie, so zerlegte sie ihre Gedanken und Empfindungen und versuchte, sich zur Klarheit durchzukämpfen, doch vergeblich. Der Tote stieg immer wieder vor ihr herauf, um den ersten Platz einzunehmen, stand bei jeder Gedankenfolge obenan. Endlich zündete sie ein Streichholz an und löste das Band, welches das Briefpäckchen zusammenhielt. Sie wollte zuerst die Couverts verbrennen; inzwischen lichtete sich wohl das Chaos in Kopf und Herzen. Aber während die Umschläge vom Feuer verzehrt wurden, fiel ihr Auge auf diese und jene Stelle der nun offen daliegenden Briefe, und die starke, feurige Liebe, die sich in diesen Worten aussprach, gewann wieder ihre ganze Macht über sie. Das war eine Liebe, die den Namen verdiente, eine tiefgefühlte, von Herzen kommende und zum Herzen gehende, selbstlos-selbstsüchtige Liebe — zärtlich wie die einer Frau, stark und kraftvoll wie die eines Mannes. Mary zitterte, als sie die Worte las; sie hatte immer geglaubt, sie kenne jede Zeile auswendig: aber jetzt, als sie sie nochmals überflog, bekamen sie einen neuen Sinn; neue Schönheiten der Empfindung gingen ihr auf — und wieder erhob sie sich, wieder schritt sie unschlüssig in ihrem Zimmer auf und nieder. Zuweilen blieb sie am offenen Fenster stehen und blickte auf die Blumen und die bekannten Plätze hinaus, ohne etwas zu sehen.

Noch befand sie sich in diesem Zwiespalt der Gefühle, als ihr ein Telegramm gebracht wurde, bei dessen Lesung sich alles in ihr klärte. Es war von Charley und lautete: „Kann heute London noch nicht verlassen, wegen Geschäften im indischen Büreau; hoffe aber sicherlich, noch rechtzeitig einzutreffen, um Sie auf den Ball zu begleiten."

Warum telegraphierte er das nicht an seinen Bruder? Der Telegraphenbeamte, der mit der halben Stadt verwandt und bekannt war, teilte seine eigene Verwunderung darüber gewiß allen Freunden mit, und man hatte aufs neue Gelegen-

heit zu einem Gerede. Sie mußte einsehen, daß es zu spät war, sich zurückzuziehen. Charley rechnete mit aller Sicherheit auf sie, und hatte sie ihm nicht Grund dazu gegeben? Er war wenigstens ein zuverlässiger treuer Freund. Würde ihr denn auch das Leben nicht sehr traurig erscheinen, wenn er wieder fort war und sie ihn allein hatte gehen lassen? Nein, sie durfte ihn nicht in seinem Stolz und seiner Eigenliebe, viel weniger noch in Herz und Gemüt kränken. Das that sie aber zweifellos, wenn sie im letzten Augenblicke zurücktrat.

Es war zu spät!

Sie nahm alle Briefe, verwelkten Blumen und die wenigen Kleinigkeiten zusammen, welche sie von dem verlorenen Geliebten als Geschenk angenommen hatte, küßte sie noch einmal, zum letztenmal, innig und zärtlich, dann ging sie daran, diese Zeugen der Vergangenheit zu vernichten. Aber plötzlich kam ihr ein besserer Gedanke. Warum diese teuren Angedenken zerstören, wenn es doch genügte, sie nur von sich zu thun?

So machte sie denn aus allen diesen Sachen ein Päckchen, umwand es mit einem schwarzen Bande und beschloß, es mit den Papieren ihrer Mutter und einigen andern Gegenständen, die ihr zu teuer waren, um sie wegzugeben oder zu vernichten, die sie doch aber auch nicht mitnehmen konnte, in eine Kiste zu verpacken, welche wahrscheinlich nie wieder von ihr geöffnet wurde. Diese Kiste sollte, wenn sie ihre Häuslichkeit in Westminster aufgab, sicheren Händen anvertraut werden. Ihre Testamentsvollstrecker öffneten sie vielleicht erst nach Jahren und bezeichneten den Inhalt als wertlosen Kram — aber sie war ja dann längst über alle irdischen Sorgen und Kümmernisse hinweg. Mit diesen Gedanken weinte sie sich in den Schlaf, und als sie am andern Morgen erwachte, war sie im stande, an ihre Balltoilette zu denken, die Charley berechtigen sollte, stolz auf seine Wahl zu sein.

Achtzehntes Kapitel.

Major Scott traf auf dem Bahnhofe etwas zu früh für seinen Zug ein; da dieser aber schon am Bahnsteige bereit stand, nahm er in einem Rauchcoupé Platz und unterhielt sich damit, die Passagiere zu beobachten, die sich in geschäftiger Eile durcheinander drängten: die schüchtern und verwirrt umherblickenden, unbeschützten Frauen — die laut sprechenden und befehlenden, sich in tausend Aengsten befindenden Familienväter — die ruhig und behaglich dahinschlendernden jungen Männer, die für nichts zu sorgen hatten — die in unerschütterlicher Geduld verharrenden Diener, sowie die in würdiger Ueberlegenheit dreinschauenden Schaffner. Als alter, erfahrener Reisender hatte der Major den Eckplatz gegenüber mit seiner Decke belegt, dahinter Stock und Regenschirm aufgestellt und seinen hohen Hut so darüber gestülpt, daß es von draußen aussah, als sei die Ecke von einem Passagier besetzt, und später Ankommende — dadurch getäuscht — sich nach andern Plätzen umsahen, so daß er genügend Raum für seine langen Beine behielt.

Beinahe im letzten Moment vor der Abfahrt kamen noch drei Damen herbeigeeilt. Die, welche in der Gesellschaft offenbar die Hauptrolle spielte, war eine große, übermäßig aufgetakelte, ältere Persönlichkeit, die durch ihre laute, gebieterische Sprache, ihr überlegenes Auftreten und die Nichtachtung, mit der sie den Bahnbeamten begegnete, sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog. Ihr Koffer, welcher durch einen Gepäckträger herbeigebracht wurde, war mit einem großen, in die Augen fallenden S. bezeichnet.

„Wo ist der Bahnhofsinspektor?“ fragte sie einen der Schaffner. „Ich wünsche ein Coupé für uns allein, denn ich bin nicht gewöhnt, mit Krethi und Plethi zu reisen. Das hätte ich vorher bestellen sollen? Nun, wer kann denn denken, daß es bei einer so reichen Gesellschaft, wie die Ihrige, an Wagen fehlen würde? Schweigen Sie, junger Mann, ich verlange den Bahnhofsinspektor zu sprechen!“

Der Schaffner deutete nach dem untern Ende des Bahnsteigs und sagte der Dame, daß sie den Beamten dort in seinem Büreau finden würde.

„Meinen Sie etwa, daß ich ihn dort aufsuchen soll?“

lautete die verächtliche Antwort. „Rufen Sie den Herrn hierher!“

Die Zeit drängte, der Schaffner, dem das herrische Auftreten der geputzten Frau einschüchterte, hielt zum Zeichen, daß der Zug noch einen Moment warten solle, die Hand empor und bat, um der Scene ein Ende zu machen, die Damen, ihm so schnell als möglich nach einem noch zu beschaffenden leeren Coupé erster Klasse zu folgen.

Charley sah dem kleinen Auftritte lachend zu und folgte den Damen mit den Augen.

Er bemerkte jetzt neben der so großartig auftretenden älteren Frau eine sehr graziöse Erscheinung, eine junge Dame, die ihm bis dahin den Rücken zugekehrt hatte. Sie war so einfach und doch so stilvoll gekleidet, daß er neugierig wurde, zu sehen, ob ihr Gesicht dem übrigen Eindrucke entspreche. Die dritte Person war augenscheinlich eine Dienerin.

Jetzt wandten sich die drei, um dem Schaffner zu folgen, und für einen Moment erblickte Charley das Antlitz, das zu sehen er gewünscht hatte. Mit dem Auge eines Fremden betrachtete er seine eigene Frau, deren reife Schönheit ihn auch nicht in einem Zuge an das schlanke, kindliche Wesen erinnerte, das er damals in Moradabad verlassen hatte. Aber die Bewunderung, die er empfunden, als er Jenny zum erstenmal in ihrer ganzen blühenden Jugendfrische in Allahabad gesehen, stieg seltsamerweise auch jetzt beim Anblick der jungen, schönen Gefährtin jener so gewöhnlich aussehenden Mrs. S. in seinem Herzen auf. Er streckte den Kopf weit aus dem Fenster, um die drei, als sie das ihnen angewiesene Coupé bestiegen, zu beobachten, und bemerkte noch, wie sich ein Ausdruck von Milde und Weichheit über das harte Gesicht der älteren Dame ausbreitete, als sie die junge Freundin durch eine Handbewegung einlud, zuerst einzusteigen, und wie sich dann, als diese den Vortritt ablehnte, die eben noch so verächtlich aufgeworfenen Lippen zu offenbar sanften, liebevollen Worten öffneten.

Als sich der Zug in Bewegung setzte, warf sich der Major in seine Ecke zurück und entfaltete seine Zeitung; aber die Neuigkeiten, die sie enthielt, hatten heute kein großes Interesse für ihn. Das schöne, junge Gesicht und die graziöse Gestalt der Dame, die eben einen so rätselhaften Eindruck auf ihn hervorgebracht, starrten ihm aus jeder der bedruckten Seiten entgegen, und er las eine ganze Spalte herunter,

ohne den Sinn auch nur eines Satzes zu fassen. Wer war diese Mrs. S., und in welchem Verhältnis stand ihre junge Begleiterin zu ihr? Verwandte waren sie sicherlich nicht. Die große, plumpe Gestalt in den schweren, prunkvollen Seidenstoffen und dem ganzen auffallenden Aufputz konnte unmöglich von demselben Fleisch und Blute sein, wie jene herrliche Erscheinung, deren wunderbar ebenmäßige Gestalt mit ihren Bewegungen wie mit ihrer wirklich eleganten Kleidung so entzückend harmonierte.

Endlich versuchte er, seine Gedanken von der Unbekannten ab- und Mary, seiner zukünftigen Frau, zuzuwenden, zu der er reiste; aber merkwürdigerweise hielt ihr Bild ihm nicht stand. So oft er versuchte, es sich vor die Seele zu zaubern, so oft wich es zurück, um dem schönen Geschöpf mit dem süßen, ernsten Gesichtchen Platz zu machen, das er vorhin einen Augenblick gesehen.

„Hätte sie mich angeschaut, ich würde glauben, sie habe mich behext," sagte er zu sich selbst. „Und sie muß eine Geschichte haben, denn ihr Antlitz ist zu ernst für ein so junges Wesen. Wie schön muß es sein, wenn es in Lust und Frohsinn strahlt! Ich glaube, sie hat gelacht, als die alte Dame so schalt, und ich wollte, ich hätte das Gesichtchen in dem Augenblicke gesehen."

Dann rief er sich noch einmal alle Einzelheiten ihrer Erscheinung und ihres Anzuges ins Gedächtnis: den weichen, mattfarbigen Stoff, der sich in so anmutigen Falten um ihre Gestalt legte, die gut sitzenden Stiefelchen und Handschuhe, den feinen, leinenen Kragen, sowie die glänzenden Wellen kastanienbraunen Haares, die sich unter dem einfachen, kleidsamen Hute hervordrängten und im Sonnenlicht einen goldigen Schimmer annahmen. Gerade so hatte Jennys Haar, wie er sich genau erinnerte, ausgesehen. Um diese Bemerkung zu bestätigen, öffnete er ein kleines, an seiner Uhr befestigtes Medaillon. Es enthielt eine winzige Locke seines verlorenen Weibes, die er ihr am Verlobungstage abgeschnitten hatte. Ja, Farbe und Glanz waren ganz so, wie bei jener Unbekannten. Einer solchen Gleichartigkeit war er bis jetzt niemals begegnet.

Ehe er das Medaillon wieder schloß, küßte er die Locke und dachte dann, ob Mary wohl verlangen würde, daß künftighin ein Löckchen von ihr den Platz einnehme, und ob es unrecht von ihm sein würde, dieses Verlangen abzuweisen, wenn es wirklich gestellt werden sollte? Dann beschäftigte er sich, um

die Gedanken von seiner „plötzlichen Verrücktheit“, wie er es nannte, abzuwenden, mit seinen Rechnungen und den Ausgaben, die er in London gemacht hatte, steckte ober doch, so oft der Zug hielt, den Kopf begierig aus dem Fenster, um sich nach den interessanten Passagieren umzusehen. Diese Liebesmühe wurde freilich nicht belohnt. Erst an einer der Hauptstationen bemerkte er, daß die Dienerin ausstieg, in das Erfrischungszimmer trat und bald mit einem Aufwärter wieder erschien, der ein Theebrett trug. Dann entstand eine gewisse Aufregung an der Thür des Coupés. Ein zweiter Aufwärter wurde herbeigerufen, auch der Portier mischte sich in den Streit, und der Major war neugierig genug, den Mann, als er bald darauf vorüberging, zu fragen, was es gegeben habe.

„'s ist da 'ne alte verdrehte Schraube, Herr Major,“ entgegnete der Mann, der den Fragesteller kannte. „Will das Theezeug mitnehmen bis zur nächsten Station — sagt, man machte das in Indien immer so. Begreift nicht, daß wir hier nicht in Indien sind. Die junge Dame, die mit ihr ist, hat aber alles ins Gleiche gebracht. Drückte dem Aufwärter 'ne halbe Krone in die Hand, und so ließ der die Geschichte laufen. Wohin die drei reisen? Weiß nicht, Herr Major — habe nicht danach gefragt.“

„Also Engländer, die aus Indien kommen — ich hätte ihnen das eigentlich ansehen können,“ dachte Charley, als der Zug sich wieder in Bewegung setzte. „Die alte Dame gehört zu der schlimmsten Sorte solcher Leute. Herrisch und hochnäsig. Aber die jüngere kann nie in Indien gewesen sein, sie hätte sich weder diese zarte Hautfarbe, noch die süße, unbewußte Anmut bewahrt. Die Kameraden drüben hätten eine solche Schönheit in Grund und Boden verdorben!“

Aber waren denn solche Gedanken schicklich für einen verlobten Mann? Er verneinte die Frage und gab sich alle Mühe, seine ungewöhnlich aufgeregte Phantasie zu beschwichtigen. Es gelang ihm auch soweit, daß er zeitweise ein wenig einschlummerte und sogar fest schlief, als der Zug Westminster erreichte.

Der Vikar befand sich auf dem Bahnhofe, um den Freund abzuholen. Vergnügt hing Charley sich an seinen Arm, rief dem Portier im Vorübergehen den Befehl zu, ihm seine Koffer nachzuschicken, und ging schnellen Schrittes mit Mr. Chard durch die erquickende Sommerluft der Stadt zu, während er

sich von ihm über das Ergehen aller Familienangehörigen berichten ließ.

Man hatte abgemacht, daß der Major bis nach dem Balle im Pfarrhause wohnen sollte. Auf dem Wege dahin kamen sie an Miß Latimers Wohnung vorüber, und Charley gab hier nebst seiner Karte ein kleines, schon vorbereitetes Päckchen ab. Es enthielt ein Halsband, das er in London gekauft hatte und mit der Bitte begleitete: Mary möge es auf dem Balle tragen, als Zeichen, daß er seiner Familie ihre Verlobung mitteilen dürfe.

Als die beiden Männer weiter gingen, sah der Vikar seinen Begleiter fragend an, und dieser verstand den Blick.

„Nun, Ihnen darf ich's wohl anvertrauen," sagte er. „Ich hoffe, Mary wird sich heute abend entschließen, mir ihr Jawort zu geben. Ich will mein Glück ein zweites Mal in der Ehe versuchen. Sie haben übrigens schon längst geahnt, daß so etwas im Werk ist?"

„Sie haben ja Glück in allen Dingen, und verdienen es auch," begnügte sich der Vikar zu bemerken.

„Glück in allen Dingen!" wiederholte Charley mit einem traurigen Zuge um den Mund, als sie in das Pfarrhaus eintraten.

Das Ballfest der Chivers fand in dem großen Mittelsaale des „Goldenen Kreuzes" statt, der zwei Zugänge, von jeder Seite einen, besaß. Man gelangte zu diesen Eingängen auf zwei verschiedenen Treppen, von denen bei dieser Gelegenheit die eine für die Creme der Gesellschaft reserviert war, die andre den kleinbürgerlichen Gästen diente, die den festlichen Raum ohne viele unnütze Ceremonien und gegenseitige Höflichkeitsbezeigungen zu erreichen strebten. Bald nachdem Mr. Chivers, von einem Tusch begrüßt, mit seiner Familie in den Ballsaal eingetreten war, und man angefangen hatte, zu tanzen, schlichen auf dieser letzteren, nur mäßig erleuchteten Treppe zwei weibliche Gestalten hinauf und stellten sich dicht an der Thür in einer dunkeln Ecke auf, um die festliche Scene heimlich zu beobachten.

Diese Frauen waren Jenny und Mrs. Mole.

Zu jeder andern, weniger aufgeregten Zeit würde die Ankunft dreier fremder Damen, wie Mrs. Smith und ihrer Begleiterinnen, das größte Aufsehen in Bestminster erregt haben, und nur am Tage einer Begebenheit, wie die heutige, konnte es geschehen, daß sie sich fast unbemerkt in den

bescheidenen, im Erdgeschoß liegenden Fremdenzimmern des Gasthofes einquartierten. Der Gasthof besaß einen hübschen, altmodischen Garten, nach dem hinaus diese Räume lagen, und als die Wirtin sich entschuldigte, daß sie den Damen keine nach der Straße gelegenen Zimmer geben könne, versicherten sie der Wahrheit gemäß, die Aussicht ins Grüne sei ihnen viel lieber. Natürlich hatten sie bei dieser Gelegenheit erfahren, was das Haus heute in solche Aufregung versetzte, und das war genug, um in Jenny den lebhaften Wunsch wachzurufen, durch die offene Thür in den Ballsaal zu schauen, um vielleicht Charley unter den Gästen zu entdecken. Mrs. Mole ließ sich leicht bestimmen, sie zu begleiten.

Den Hut tief in die Augen gezogen, die schlanke Gestalt weit vorgebeugt, stand die junge Frau, sich auf Mrs. Moles Arm stützend, in ihrem Beobachtungswinkel. War dies die Begegnung, von der sie so lange und so sehnsüchtig geträumt? Hatte sie recht gethan, hierher zu kommen, um heimlich zu beobachten, wie er ihrer Nebenbuhlerin den Hof machte? Ihre Beweggründe waren ihr selbst wohl am wenigsten klar, als sie zitternd vor Aufregung dastand und wartete, daß die Menge sich einmal teilte und ihr einen Blick auf ihn gewährte, nach dem sie mit so glühendem Verlangen umherspähte, und als der Moment dann endlich kam, als sie ihn mit lächelndem Gesicht nach dem Ende des Saales schreiten sah, an dem sie stand, da wäre sie ohne Mrs. Moles stützenden Arm zu Boden gesunken.

Sie sah, wie verändert er war, sah auf den ersten Blick, wie dünn und fahl sein Haar auf dem Scheitel und an den Schläfen geworden war, welche tiefe Zeichen Kummer, Klima und Zeit in seine Stirn und rings um seine Augen eingegraben hatten, dann sank sie mit einem lauten Aufschrei zu Boden, ohne daß Mrs. Mole sie halten konnte.

Die Tanzenden hörten den kleinen Tumult, welcher entstand, als man sie fortbrachte. Auch Charley fragte, was es gäbe. „Eine junge Dame ist von der Hitze ohnmächtig geworden,“ sagte man ihm, und er und Mary, der er die Worte leichthin wiederholte, fanden den Zufall sehr begreiflich und nicht so wichtig, daß sie ihm größere Aufmerksamkeit hätten schenken sollen.

Mary trug um den Hals das Geschenk, das Charley ihr mitgebracht hatte. Es war eine sehr eigentümliche Kette

aus polierten, in indischen Goldfiligran gefaßten Tigerklauen und fiel allgemein auf.

Mary berührte es, als sie mit dem Geber zusammentraf, leicht mit dem Finger und sagte: „Gefällt es Ihnen ebenso gut, wie mir?“

Er versuchte darauf, im Tone eines Liebhabers zu antworten: „Sie kennen wohl den Aberglauben, der in der Tigerklaue ein gegen alle Uebel schützendes Amulet erblickt,“ sagte er. „Das Halsband soll, bis Sie mir erlauben, Ihr lebenslänglicher Beschützer zu sein, meine Aufgabe erfüllen.“

Die beiden waren Arm in Arm in den Ballsaal getreten, hatten gemeinsam alle Freunde und Bekannte begrüßt, und setzten sich nach jedem Tanze wieder zusammen, als ob jedermann sehen sollte, daß sie zusammen gehörten.

Ambrosius war sehr befriedigt. Mary war jedenfalls die Schönste im Saale, und das hübsche Gesicht, sowie die militärische Haltung des Bruders machten ihn zum Gegenstand der allgemeinen Bewunderung.

Ja, Mr. Scott war für eine Weile vollkommen glücklich. Mrs. Chivers hatte Frau Anna aufgefordert, sich zu ihr zu setzen, und Mr. Chivers sprach seinen Anwalt sehr geflissentlich immer wieder an und hielt sich fast den ganzen Abend zu ihm. Allerdings erkundigte sich Mrs. Chivers bei Mrs. Scott nur nach einem Rezept zum Einlegen grüner Nüsse, die Möglichkeit über etwas höhere Gegenstände mit der Frau eines Rechtsanwaltes der Provinz zu sprechen, fiel ihr gar nicht ein, aber wer wußte das? Vor den Augen seiner Mitbürger, auf deren Achtung und Vertrauen Ambrosius alles ankam, standen er und seine Familie heute in vollem Glanze ihrer gesellschaftlichen Stellung da.

Aber auch eine solche Größe verliert nach einiger Zeit ihren Reiz. Ambrosius fing an, sich in der Hitze und dem Geräusch des Ballsaales nach einer ruhigen Viertelstunde des Ausruhens in dem bequemen Armstuhle seines kühlen Arbeitszimmers zu sehnen. Sein Gesicht schmerzte förmlich von dem ewigen Lächeln, und die zahlreichen Gläser Rotwein, die er mit Freunden und Nachbarn hatte leeren müssen, fingen an, ihre erhitzende Wirkung zu üben. So entschloß er sich denn, auf einen Sprung nach Hause zu laufen und zu sehen, was ihm die Abendpost gebracht habe. Er konnte in sein Büreau eintreten, ohne das Haus zu alarmieren, und ebenso nach dem Ballsaal zurückkehren, um seine Frau abzu-

holen. Wurde er von Mr. Chivers vermißt, so war ein wichtiges, unaufschiebbares Geschäft genügende Entschuldigung.

Nachdem er sich indessen in sein hübsches Arbeitszimmer eingeschlossen, das Gas angezündet, die Tanzschuhe, sowie den engen Frack abgestreift und sich die Cigarre angezündet hatte, nach der seine Seele sich längst gesehnt, da schloß er behaglich die Augen, ließ die angenehmen Erlebnisse des Abends noch einmal an sich vorüberziehen und sank darüber, ehe er sich's versah, in sanften Schlummer.

Inzwischen hatte sich Jenny von der Erschütterung, den geliebten Mann zu sehen, ohne sich ihm nähern zu können, erholt; aber sie war nicht im stande, sich zur Ruhe zu legen.

„Wie könnte ich bei der Musik da oben schlafen?“ erwiderte sie auf alle Vorstellungen. „Was ich brauche, ist auch nicht Schlaf, sondern frische Luft und Zeit zum ruhigen Denken.“

Damit setzte sie sich ans offene Fenster und blickte in den schattigen Garten hinaus. Mrs. Smith erklärte endlich, nachdem sich alles Zureden als fruchtlos erwiesen, sie wenigstens müsse den Versuch machen, zu schlafen, küßte Jenny zärtlich und ließ sie in Mrs. Moles Obhut zurück.

Nach einer Weile sprang Jenny auf.

„Die Nacht ist so warm und hell, und die Straßen sind gewiß still und einsam,“ sagte sie. „Kommen Sie, Mrs. Mole, wir wollen uns das Haus ansehen, in dem er geboren und erzogen ist. Ich kann weder schlafen, noch unthätig hier sitzen bleiben; ich muß mir Bewegung machen.“

Mrs. Mole willigte ein, und die beiden Frauen verließen das geräuschvolle Hotel und standen, nachdem sie sich der Richtung, nach welcher sie zu gehen hatten, versichert, bald vor dem Scottschen Hause. Das einzige erleuchtete Fenster war das des Arbeitszimmers, und hier bemerkten sie beim Scheine der Gasflamme durch die unverhüllten Fenster einen kahlköpfigen Herrn, der, ihnen den Rücken zukehrend, in einem Lehnstuhle saß. Das war Ambrosius; Jenny zweifelte keinen Augenblick daran, und ein plötzliches Verlangen, ihn zu sprechen, bemächtigte sich ihrer.

„Aber wir werden das ganze Haus in Aufruhr bringen,“ wendete Mrs. Mole ein. „Es ist fast Mitternacht, Sie sehen, es brennt in keinem Hause mehr Licht. Auch kann der Mann ja ein Büreaudiener oder ein Schreiber sein.“

Aber Jenny ließ sich von ihrem Verlangen nicht abbringen.

„Wir können ja durch die Seitenthür gehen," versetzte sie. „Auch brauchen wir vielleicht gar nicht zu klingeln, denn wahrscheinlich steckt der Drücker, damit auch die andern auf diesem Wege ins Haus können. Geben Sie sich keine Mühe, mich von meinem Vorsatze abzubringen, Mrs. Mole. Ich muß meinen Schwager sprechen, und jetzt ist dazu die beste Zeit, denn wir sind jetzt ganz ungestört. Ach, Mrs. Mole, ich dachte, ich könnte mich in Geduld fassen und warten; aber ich fühle, ich muß etwas thun, oder ich werde wahnsinnig."

Mrs. Mole stieß leise das kleine Gatterthor auf, das nach dem Hofe vor dem Büreau führte, und bald hatten sie und Jenny die Eingangsthür zu diesem erreicht. Hier stand die junge Frau still und Mrs. Mole fühlte, wie ihre Hand zitterte, als sie sie auf ihren Arm legte.

„Wollen Sie hier bleiben, während ich hineingehe?" fragte Jenny. „Ich werde Sie nicht länger aufhalten, als unumgänglich nötig ist — aber es wäre mir so lieb, Sie in meiner Nähe zu wissen."

Wie sie vorausgesehen hatte, gab die Thür bei dem Drucke auf die Klinke nach, und Jenny befand sich in einem Gemache, das sie für die Schreiberstube hielt. Hier brannte eine weit herabgedrehte Gasflamme und verbreitete ein schwaches Dämmerlicht. Mrs. Mole ließ sich in einen der dastehenden Stühle nieder, und Jenny klopfte leise an die Thür des Nebenzimmers. Sie erhielt keine Antwort und schloß aus den regelmäßigen Atemzügen, die sich drinnen hören ließen, daß der dort sitzende Mann schlafe. Leise eintretend, sah sie sich, wie sie erwartet hatte, ihrem Schwager gegenüber.

Vorsichtig schloß sie hinter sich die Thüre, nahm ihren Hut ab und betrachtete den Schläfer, um eine Aehnlichkeit mit dem Bruder herauszustudieren. Sie hatte nicht erwartet, einen schon so alten Mann zu finden, und es setzte sie in Erstaunen, ihn in Hemdsärmeln und in bloßen Strümpfen zu erblicken; aber sein Gesicht erschien ihr gütig, und das brennende Verlangen, ihre Geschichte diesem nächsten Verwandten Charleys mitzuteilen, ließ sie bei ihrem Entschlusse verharren. Zuerst versuchte sie, ihn durch leises Husten zu wecken; aber sie mußte dies Husten mehrere Mal

und immer lauter wiederholen, ehe es den gewünschten Erfolg hatte.

Endlich wurde Ambrosius gewahr, daß er sich nicht mehr allein befand, legte die Hände auf die beiden Arme seines Lehnstuhles und beugte sich vorwärts, um zu sehen, wer der Eindringling sei.

„Ich habe Herrn Ambrosius Scott vor mir?“ fragte Jenny mit stockendem Atem.

Die ihm vollständig fremde Stimme brachte Ambrosius sofort zum Bewußtsein seines mangelhaften Anzuges, und verwirrt suchte er nach seinen Schuhen und nach dem abgelegten Frack, ehe er im stande war, die Frage im bejahenden Sinne zu beantworten. In seiner Verlegenheit ergriff er schließlich einen alten Büreaurock, fuhr mit beiden Armen zugleich hinein und nahm sich nun erst Zeit, seinen mitternächtlichen Besuch genauer ins Auge zu fassen. Ein Blick genügte, um ihn zu überzeugen, daß er keinen gewöhnlichen Klienten vor sich habe, und mit einer tiefen Verbeugung fragte er, womit er dienen könne.

Die Glocke schlug gerade zwölf, als er die Antwort empfing: „Ich bin Jenny Scott!“

Ambrosius war kein feiger Mann, aber er fühlte, wie sich ihm bei diesen Worten die Haare auf dem Kopfe sträubten. Das Klopfen seines Herzens übertönte das Ticken der Wanduhr, kalter Schweiß trat auf seine Stirne, die Kniee wankten unter ihm, und in dem Gedanken, ob und wie er aus dem Zimmer hinauskommen könne, flogen seine Augen nach der Thür. Niemals im Leben hatte er einen solchen Schrecken empfunden, wie beim Klange der Stimme jenes Wesens da vor ihm, das nur der Geist seiner im Ocean ertrunkenen Schwägerin sein konnte.

Jenny, welche, ohne den Eindruck, den sie hervorbrachte, zu begreifen, seine unsichre Haltung und seinen herabsinkenden Unterkiefer beobachtete, wiederholte noch einmal: „Ich bin Jenny Scott, die Frau Ihres Bruders!“

Er stöhnte laut auf, und sich an die Rücklehne des Stuhles anklammernd, hinter den er sich geflüchtet hatte, gewann er den Mut, zu flüstern: „Alle guten Geister!“

Jenny, die seine Angst noch immer nicht verstand, schlug die Hände schmerzlich zusammen.

„Freuen Sie sich denn gar nicht, mich hier zu sehen? Heißt denn niemand die Totgeglaubte willkommen?“ rief sie bewegt.

„Alle guten Geister!“ wiederholte Ambrosius mit schreckensstarren Augen und klappernden Zähnen.

Plötzlich wurde ihr klar, daß er sie gar nicht für ein Wesen von Fleisch und Blut hielt, und ein Lächeln flog über ihr Gesicht. Der helle Glanz dieses Lächelns und die Schönheit ihres Antlitzes, die er erst jetzt bemerkte, ließ in Ambrosius eine Ahnung seiner eignen Lächerlichkeit aufdämmern, während er ihrer weitern Rede lauschte: „Sie halten mich doch nicht für ein Gespenst?“ rief sie. „O, ich hätte daran denken, Sie auf mein Kommen vorbereiten sollen! Aber ich bin wirklich Jenny, die lebende Frau Ihres Bruders! Ich bin nicht ertrunken, war nur auf eine unbewohnte Insel verschlagen und bin soeben nach Europa zurückgekehrt. Man sagte mir, Charley stehe im Begriff, eine andre zu heiraten, und da bin ich zu Ihnen gekommen, um die Wahrheit zu erfahren.“

Ambrosius faßte wieder Mut; seine Kniee hielten wieder stand, die Starrheit wich aus seinen Zügen, er versuchte, zu lächeln, und murmelte etwas von Uebermüdung und plötzlichem Erwachen aus dem Schlafe — aber als er auf sie zuging und ihr beide Hände entgegenhielt, beobachtete er doch noch mißtrauisch jede ihrer Bewegungen. Erst als sich ihre warmen, kräftigen Finger um die seinigen schlossen, verschwand der letzte Anflug von Angst.

Jetzt fühlte er sich wieder als Mann, überschüttete Jenny nun mit Fragen und ließ sich von ihrer Anmut und Schönheit bezaubern. Die Treue, die sein Bruder der Verlornen so lange bewahrt hatte, nahm ihn jetzt nicht mehr wunder.

Die junge Frau erzählte ihm in möglichster Kürze ihre Geschichte: wie sie und ihre Leidensgenossen schließlich durch ein von Somalis befehligtes und bemanntes Handelsschiff aufgenommen worden, das, aus seinem Kurs verschlagen, ihre Signale bemerkt, wie Hay den Dolmetsch abgegeben und wie sie durch den Verkauf wertvoller Ringe, die sie und Mrs. Smith besaßen, sich Reisegeld verschafft, um auf allerlei Umwegen endlich nach Suez zu gelangen. Dort hätten sie Landsleute getroffen, die ihnen soviel vorgestreckt hatten, daß sie damit bis Paris kommen konnten, wo sie gleich am Tage ihrer Ankunft durch einen wunderbaren Zufall mit Mr. Smith zusammengetroffen und von dem Augenblicke an natürlich aller Schwierigkeiten enthoben gewesen waren.

„Die Smiths haben wie leibliche Eltern an mir gehandelt!“ fügte Jenny hinzu, während sich ihre Augen mit Thränen füllten.

Ambrosius nahm sie bei der Hand und blickte sie in sprachloser Bewunderung an. Annas Thränen hatten ihn nie gerührt, ihn im Gegenteil sogar gewöhnlich verhärtet. Auch Mary hatte zuweilen in seiner Gegenwart geweint, und er hatte immer gewünscht, es geschehe lieber nicht, denn ihre Nase wurde dabei rot, und das beeinträchtigte ihre Schönheit; diese wunderbare Frau hier schien aber mit jeder Thräne, die über ihre Wangen rann, schöner zu werden. Wie konnte Charley sie vergessen? Wie konnte er daran denken, sie durch eine andre zu ersetzen?

Aber Charley hatte sie auch nicht vergessen, das wußte er ja!

„Meine liebe Jenny, warum haben Sie denn nicht sofort telegraphiert, als Sie Suez erreichten?“ rief er verwundert. „Warum telegraphierten Sie nicht wenigstens von Paris oder London? Welchen Grund konnten Sie zu dieser Heimlichkeit haben? Warum sind Sie nicht gleich zu mir gekommen? Was wird Charley sagen, wenn er hört, daß Sie seinem Schmerz längst ein Ende hätten machen können und es nicht gethan haben?“

Die junge Frau blickte den Sprecher bestürzt an, als ob sie an diese Seite der Frage noch nie gedacht habe.

„Aber ich wußte ja nicht, wohin ich telegraphieren sollte, wußte nicht, wo er war, und fürchtete schließlich, er möchte wieder geheiratet haben,“ gab sie kleinlaut zur Antwort. „Wir alle hielten es für das Beste, ganz in der Stille nach London zu gehen und uns zu erkundigen, was inzwischen geschehen sei, ehe wir uns irgend jemand zu erkennen gaben.“

„Aber Mr. Smith teilte Ihnen doch wohl mit, daß Charley in England ist?“

„Ja, doch hatte ihm Charley auch gesagt, daß er sich wieder zu verheiraten gedenke — und — und ich konnte mich nicht entschließen, zu schreiben, um vielleicht einen kalten Empfang zu finden. Ich wußte wohl, wie sehr er mich geliebt hatte; aber konnte er sich nicht mit dem Gedanken befreundet haben, ohne mich zu leben, konnte er nicht einer andern sein Herz geschenkt haben? Nein, ich war nicht im stande, zu schreiben und seine Antwort abzuwarten; und so kam die gute Mrs. Smith heute mit mir hierher. Ich wollte

Charley von ferne beobachten, mich überzeugen, ob er sehr glücklich aussähe, und dann — ja was dann werden sollte, wußte ich noch nicht. Da kam mir der Gedanke, mich Ihnen anzuvertrauen; ich weiß, Sie sind ein geschickter Advokat und werden mir hoffentlich aus allen Schwierigkeiten heraushelfen."

„Ihnen helfen? Gewiß, liebe Jenny, das will und werde ich. Aber sagen Sie mir erst, wie Sie sich die Sache gedacht haben. Das neue Verhältnis muß selbstverständlich gelöst werden. Wann wollen Sie Charley sehen?"

Die junge Frau sprang vom Stuhle auf, als ob schon der bloße Gedanke sie in fieberhafte Unruhe versetzte.

„O, nur nicht jetzt, nicht in diesem Augenblicke!" rief sie. „Er kommt doch nicht hierher? Lassen Sie mir nur noch diese Nacht, um mich zu fassen."

„Es ist nicht wahrscheinlich, daß Charles hierher kommt," entgegnete er beruhigend. „Aber es ist wahrhaftig Zeit, Mrs. Scott abzuholen. Wann sehe ich Sie wieder?"

„Mrs. Scott?" rief Jenny. „Ach ja, ich vergaß, Sie haben eine Frau. Werden Sie ihr alles mitteilen?"

Der Gedanke eines gemeinschaftlichen Geheimnisses zwischen ihm und der schönen jungen Frau war für den in Bewunderung versunkenen Ambrosius sehr verlockend; auch pflegte er Anna nicht in allen Dingen zur Vertrauten zu machen, und so konnte er Jenny ohne Zögern Stillschweigen versprechen, bis sie selbst ihn zum Reden ermächtigen würde.

„Aber es würde doch das Beste sein, Sie erlaubten mir, Charley ohne weiteres herbeizuholen. Ich versichere Sie, es ist das einzig Richtige."

Jenny fing an zu zittern.

„Nein, nein, wir wollen damit warten bis morgen," rief sie ängstlich. „Ich würde heute keine Aufregung mehr ertragen. Er kann sich ja doch diese Nacht nicht trauen lassen," fügte sie mit leichtem Lächeln hinzu. „Kommen Sie morgen früh oder vielmehr heute gegen neun Uhr zu mir. Wollen Sie?"

„Hinter dem Garten des Gasthofes befindet sich ein Grasplatz, dort würden wir uns vielleicht am ungestörtesten und unbemerktesten sprechen können," schlug Ambrosius vor. „Ich bin hier eine zu bekannte Persönlichkeit, als daß mein Besuch bei Ihnen nicht vorzeitiges Aufsehen erregen sollte. Wollen Sie mich gegen neun Uhr am hintern Gartenthor erwarten, so werde ich mich dort einstellen."

„Und bis dahin werden Sie keinem Menschen etwas verraten?“ fragte Jenny nochmals.

Er küßte ihr voll Galanterie die Hand, aber Jenny hob ihr Gesicht zu ihm auf und bot ihm die Lippen mit so einfacher, natürlicher Anmut, daß Ambrosius sich fortan ihrem Dienste geweiht fühlte, wie nur irgend ein Ritter der Christenheit je einer Dame sich geweiht hatte.

Dann wechselte er den Rock, wobei er sich bei Jenny tausendfach entschuldigte, daß er dies in ihrer Gegenwart thun müsse, und begleitete sie und Mrs. Mole nach dem „Goldenen Kreuz“ zurück. Mit seiner gewöhnlichen Vorsicht trennte er sich indessen von den beiden, ehe sie in den Bereich des Lichtes traten, das aus den erleuchteten Fenstern heraus auf die Straße fiel.

Neunzehntes Kapitel.

Als Mr. Scott den heißen, hell erleuchteten Ballsaal wieder betrat, befand er sich in einem solchen Zustand unterdrückter Aufregung, daß in seiner Frau die Befürchtung auftauchte, er möge bei der Flasche des Guten etwas zu viel gethan haben, und sie deshalb vorschlug, sofort nach Hause zu gehen. Er zeigte sich dazu gern bereit, und nachdem er und Charley Frau Anna und Mary zu ihrem Wagen gebracht hatten, gingen auch die Brüder dem Hause des Anwalts zu. Charley äußerte den Wunsch, dort noch eine Pfeife Tabak zu rauchen, ehe er sich nach dem Pfarrhause begebe; aber der Bruder konnte sich nicht darüber täuschen, daß er nur mitging, um ihm eine jetzt sehr unwillkommene Mitteilung zu machen. Er wappnete sich innerlich mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft, um sie anzuhören, ohne das Geheimnis, das ihm fast die Brust zersprengte, zu verraten.

Charley drehte in dem jetzt einsamen Speisezimmer die Gasflamme etwas höher und bat auch Frau Anna, die fast gleichzeitig mit den beiden ankam, noch einige Minuten bei ihnen zu verweilen, da er ihnen beiden etwas zu sagen habe. Anna, die ebensogut wie ihr Mann wußte, was nun

kommen würde, schloß die Thür und setzte sich mit erwartungsvollem Lächeln nieder; Ambrosius hingegen war nicht zum Stillsitzen und Zuhören zu bringen.

„Entschuldige mich für einen Augenblick," sagte er, sich seines unbequemen Fracks entledigend. „Unser Vater muß, obwohl ich mich seiner als eines sehr stattlichen Mannes erinnere, in den Schultern doch bedeutend schmäler gewesen sein, als ich. Dein Frack, lieber Charles, scheint dagegen vorzüglich zu sitzen. Du siehst überhaupt sehr elegant aus. Was hast du für den Anzug gezahlt?"

Charley rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her: „Das habe ich vergessen; so etwa um vier Pfund herum, glaube ich," entgegnete er.

„Vier Pfund! Großer Gott, wie viele Sechs- und Achtpence müßte da einer wie ich einnehmen, um das zu erübrigen. Du kannst das morgen einmal ausrechnen, Anna —"

„Jetzt sei nun mal vernünftig, setze dich hin und höre zu!" rief Charley, der ebenfalls anfing zu glauben, sein Bruder sei etwas angeheitert. „Warum legst du den alten Frack nicht bei Seite und schaffst dir ein anständiges Kleidungsstück an. Du siehst darin aus, wie ein Gespenst, das —"

„Na, ich habe heute wirklich schon Gespenster, das heißt, ich will damit sagen . . ." stotterte der unglückliche Ambrosius. „Aber sprich nur, Charles, ich sitze schon da und höre."

Charley lachte und brachte nun in etwas verlegener Weise das Geständnis seiner Verlobung mit Mary heraus. Zu seinem Erstaunen ließ ihn der Bruder indessen kam ausreden.

„Ach, dummes Zeug, Charles, dummes Zeug!" rief er hitzig. „Bitte, erzähle das keinem Menschen! Die Zeit ist dazu sehr schlecht gewählt. Du sagtest mir ja noch vor kurzem, du könntest dich nicht entschließen, dich als Witwer zu betrachten!"

Charley, der anfänglich zornig auffahren wollte, beruhigte sich bei den letzten Worten wieder und entgegnete traurig: „So war es auch, bis du mir jene Gedächtnistafel zeigtest. Damit schienen denn freilich alle Zweifel widerlegt."

Ambrosius hätte laut aufstöhnen können und begann, während seine Frau die wärmsten Glückwünsche aussprach, zum erstenmal im Leben an seiner eigenen Klugheit zu zweifeln. Als Charley endlich aufstand, um sich zu entfernen,

sagte er nur noch: „Bitte, lieber Charles, sprich noch zu keinem Menschen von der Sache, schiebe — betrachte das als meinen besonderen Wunsch — die Veröffentlichung deiner Verlobung noch um einige Tage auf.“

„Aber warum?“ rief Charley, der, nachdem er den Sprung einmal gethan hatte, entschlossen schien, sofort auch weiter zu gehen.

„Ich habe meine Gründe, die ich dir erklären werde, wenn — wenn morgen früh — aber komm, Anna, laß uns zur Ruhe gehen. Wie können wir von unsern Leuten verlangen, daß sie rechtzeitig auf dem Platze sind, wenn wir ewig nicht ins Bett kommen? Also, gute Nacht, lieber Charley, gute Nacht.“

Charley begab sich, lachend über die sonderbare Verwirrung seines Bruders, nach dem Pfarrhause.

„Anna sollte ihn dazu bringen, einem Mäßigkeitsvereine beizutreten,“ sagte der Vikar, als ihm Charley von dem eigentümlichen Benehmen des Bruders erzählte.

Die Morgendämmerung war dem hellen Tage gewichen, als die beiden Freunde ihr langes Gespräch beendigten. Charley war, wie er behauptete, zu aufgeregt, um schlafen zu können; und als Mr. Chard ihn verließ, wechselte er nur die Kleider und begab sich nach dem Strande um ein Bad zu nehmen. Frisch und munter, als ob er die ganze Nacht geschlafen und nichts weniger als einen dritthalbstündigen Marsch hinter sich hätte, kehrte er gerade rechtzeitig zurück, um das auf neun Uhr angesetzte Frühstück mit dem Freunde einzunehmen.

Um die Hauptstraße zu vermeiden, schlug er den Pfad ein, welcher an der Rückseite der Gärten hinführte. Hinter dem Obstgarten des „Goldenen Kreuzes“ drang das helle Lachen eines Kindes an sein Ohr. Ganz unwillkürlich wandte er sich nach der Richtung, aus welcher es kam, und erblickte dort zu seinem nicht geringen Erstaunen die Dame, die gestern auf der Eisenbahn sein Interesse in so hohem Grade erregt hatte. Sie spielte mit dem Kinde der Wirtin, einem kleinen, dicken, pausbackigen Mädchen, dessen Lachen er gehört hatte. Jetzt nahm sie die Kleine auf den Arm und schritt auf die hintere Gartenpforte zu — einen Moment später standen die beiden Menschen einander Auge in Auge gegenüber. Charley entfernte sich in der Befürchtung, für einen indiskreten Lauscher gehalten zu werden, so schnell,

daß er nicht bemerkte, wie starr ihre Augen, wie bleich ihr Gesicht wurde; aber schon nach einigen Minuten hastigen Vorwärtsschreitens blieb er, diesmal atemlos, wieder stehen.

„Sie hat etwas von Jenny!“ sagte er zu sich selbst. „Ich muß zu erfahren suchen, wer sie ist und woher sie kommt!“

Als er das Ende des Wiesenpfades erreicht hatte und auf die große Straße einbiegen mußte, sah er sich abermals um und erblickte zu seiner maßlosen Verwunderung am andern Ende des Wiesenweges seinen Bruder, der gerade auf die Hinterthür des Wirtshausgartens zusteuerte, dort eine tiefe Verbeugung machte und eine ihm dargereichte Hand mit allen Zeichen eines so großen Vergnügens ergriff und küßte, daß Charley vollständig bestürzt dastand. Er wartete noch ab, bis sein Bruder in den Garten eingetreten war, dann verfolgte er in großer Eile seinen Weg nach dem Pfarrhause.

Er fand den Vikar noch beim Frühstück und setzte sich in so sichtbarer Erregung zu ihm, daß Mr. Chard ihn voll Unruhe anblickte und bereits vermutete, daß ein neues unerwartetes Hindernis das endliche Glück des Freundes bedrohe.

„Chard,“ begann Charley nach einer Weile, „Chard, ich machte gestern die Reise hierher mit einer außerordentlich interessanten jungen Dame, habe sie eben wiedergesehen — sie wohnt im ‚Goldenen Kreuz‘ — und beobachtete zu meiner Verwunderung, daß Ambrosius mit ihr bekannt ist. Ich sah ihn eben mit ihr im Garten des Gasthofes. Wer ist diese Dame?“

„Das klingt ja ganz verdächtig,“ versetzte der Vikar lachend. „Aber ich kenne nicht alle Klientinnen meines Schwagers. Eine interessante Persönlichkeit, sagen Sie? Beschreiben Sie doch mal ihr Aeußeres, vielleicht erkenne ich sie danach.“

Charley dachte einen Augenblick nach, schob dann sein noch unberührtes Frühstück zurück und erwiderte: „Interessant ist nicht das rechte Wort. Sie ist mehr als das, sie ist reizend, bezaubernd, und ihre Stimme klingt so merkwürdig sanft und melodisch. Ich hörte das, als sie mit dem Kinde sprach.“

„Verheiratete Frau also?“

„Das weiß ich nicht. Das Kind war das der Wirtsleute vom ‚Goldenen Kreuz‘.“

„Ist sie jung, hübsch?“

„Jung? Ja, noch sehr jung. Hübsch? Allerdings, ich wenigstens finde sie so.“ Und nach momentanem Zögern setzte er hinzu: „Ich finde sie meiner Frau so ähnlich — so merkwürdig ähnlich — nur etwas älter, viel voller, und viel schöner. Wenn Jenny noch lebte, wäre sie wahrscheinlich ebenso schön geworden. Aber wer kann diese Frau nur sein?“

„Dunkel?“ fragte der Vikar. „Brünett und mit einer ausgesprochenen Neigung zur Wohlbeleibtheit?“

„Durchaus nicht!“ rief Charley ungeduldig. „Lieber Freund, gehen Sie hin und versuchen Sie selbst, ihrer ansichtig zu werden. Sie ist schön, bestrickend schön, voll und dennoch schlank und biegsam, Gestalt und Haltung wundervoll. Augenscheinlich ist sie aus gutem Hause und hat eine feine Erziehung genossen. Ich habe nie eine Frau gesehen, die meinem Ideal so nahe gekommen wäre — nein, niemals! Aber Sie müssen sich schon durch den eigenen Augenschein von alledem überzeugen!“

Der Vikar deutete durch eine Bewegung des Kopfes nach der Richtung, wo Mary Latimer wohnte, indem er sagte: „Und Mary?“

„O, damit hat die Sache nichts zu thun,“ entgegnete Charley obenhin. „Ein verheirateter Mann, und als solchen betrachte ich mich, kann doch die Schönheit bewundern, ohne sich eines Unrechts schuldig zu machen. Aber was hatte Ambrosius bei der jungen Frau im Garten zu thun? Im Grunde geht mich das freilich nicht das Geringste an.“

Damit nahm Charley sein Frühstück wieder in Angriff und fing an, es stumm zu verzehren. Der Pfarrer stand auf. „Ich muß mein Tagewerk beginnen,“ sagte er. „Was hatten Sie vor, Charley?“

„Ich will einige Briefe schreiben,“ entgegnete der Major. „Nach dem frühen Mittagessen, das ich mit Mary bei Anna einnehmen werde, begleiten Sie mich vielleicht mit den andern nach Hause. Die Knaben möchten gern meine jungen Hunde sehen.“

Als der Vikar eine Stunde später an dem Scottschen Hause vorüberging, kam der Büreaudiener seines Schwagers hinter ihm hergelaufen, um ihm zu sagen, daß jener ihn zu sprechen wünsche. Chard kehrte um und stand bald darauf vor Ambrosius, den er in der heftigsten Aufregung fand.

„Machen Sie die Thür zu,“ flüsterte der Anwalt, drehte

dann selbst noch den Schlüssel im Schlosse um und rief in offenbarer Ratlosigkeit: „Will, ich brauche Ihren Beistand, Ihre Hilfe!"

Es war das erste Mal, daß der sonst so mit sich selbst zufriedene Mann seinen Schwager in dieser Weise in Anspruch nahm. Der Vikar setzte sich verwundert nieder und wartete in stummem Staunen der Dinge, die da kommen sollten.

Mr. Scott begann nun seine Erzählung, und der Zuhörer lauschte in steigender Erregung.

„Ich komme gerade von ihr her," schloß Ambrosius seinen Bericht, „von ihr und ihrer Begleiterin, einer Mrs. Smith, welche kennen zu lernen mir eine große Freude war. Diese Dame hat ihren Mann, den sie erst kürzlich wiedergefunden, in London zurückgelassen, weil sie fürchtete, Charley möchte ihn sehen und erkennen, ehe alle Vorbereitungen getroffen waren, und hat das alles Jenny zuliebe gethan. Es scheint, daß alle Unglücksgefährten die junge Frau anbeten, und in der That, Will, sie ist entzückend. Mich hat sie ganz und gar bezaubert."

„Gut, gut, das mag alles sein," rief der Pfarrer ungeduldig, „aber warum diese Geheimniskrämerei, dieser Aufschub? Charley verzehrt sich in Sehnsucht und Trauer um seine Frau, wozu ihn länger so grausam quälen?"

„Ja, wissen Sie, lieber Chard, der alte Smith hat ihr gesagt, daß Charley sich wieder zu verheiraten gedenkt, und obgleich das arme Geschöpf nicht an seiner Liebe zweifelt, möchte sie — und das finde ich sehr natürlich — doch einigermaßen sicher sein, welchen Eindruck ihr Wiedererscheinen auf ihn machen wird. Ich glaube, man muß sie in der Sache ihren eignen Weg gehen lassen. Seitdem ich ihr nun gesagt habe, welche Vorbereitungen in dem Landhäuschen draußen zu ihrem Empfange gemacht worden sind, hat sie den Wunsch, zuerst dort und zwar ganz allein mit ihm zusammenzutreffen. Ich sagte, ich wollte Sie zu Rate ziehen, und dazu rät auch Mrs. Smith. Sie würde Charley einige Zeilen schreiben und ihm sagen, daß sie gehört habe, er wolle sein Landhaus weiter vermieten —"

„Aber das ist nicht der Fall."

„Darauf kommt ja gar nichts an! Sie würde ihn also bitten, sie zwischen drei und vier Uhr dort zu erwarten."

„Die Geschichte will mir nicht recht gefallen. Warum

kommt sie nicht ganz einfach hierher? Charley kann von dieser Ueberraschung etwas davontragen, und ich möchte meine Hand dabei nicht im Spiele haben," sagte der Pfarrer, ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her rückend.

„Ach was, vor Freude stirbt kein Mensch, und er soll ja auch vorbereitet werden," versetzte Ambrosius. „Ich werde ihn eine Strecke weit begleiten und ihm unterwegs sagen, ich hätte gehört, daß einige Passagiere der ‚Elephanta' auf eine wüste Insel verschlagen worden seien und sich jetzt auf dem Wege nach England befänden."

„Das wäre allerdings nicht übel," meinte der Pfarrer. „Aber Sie dürften ihm das erst in der Nähe des Hauses sagen, sonst kehrt er auf der Stelle um und fährt mit dem nächsten Zuge nach London, um Erkundigungen einzuziehen."

„Das haben wir wohl bedacht, und deshalb werde ich ihm sagen, die Damen, welche sein Haus besichtigen wollen, hätten die Nachricht mitgebracht."

Charley saß einige Stunden später im Hause seines Bruders bei Tische neben seiner Braut und gab sich alle Mühe, sich liebenswürdig und aufmerksam gegen sie zu zeigen, ohne daß ihr sein zerstreutes Wesen entging. Die beiden Mädchen saßen dem Paare gegenüber und beobachteten, obgleich man ihnen die Verlobung noch verschwiegen hatte, neugierig jede ihrer Mienen und Bewegungen. Mr. Chard und Mr. Scott befanden sich in der unbehaglichsten Stimmung; es war ihnen zu Mute, wie zwei Verschwörern, und dies verriet sich besonders bei Ambrosius auch äußerlich. Er nahm das Tranchierbesteck zur Hand, um den Fisch zu zerlegen, aß Senf zum Pudding und fühlte dabei die scharfen, beobachtenden Blicke seiner Tochter Anny mit einer Unerbittlichkeit auf sich gerichtet, die seine Verlegenheit nur steigerten. Frau Anna, noch von der vergangenen Nacht her ermüdet, verhielt sich noch schweigsamer als sonst, und so mußte Charley die Unterhaltung fast allein aufrecht erhalten, obwohl seine Gedanken immer und immer wieder zu der unbekannten Klientin seines Bruders zurückkehrten.

Nach beendigtem Mittagsmahle forderte der Major die Damen auf, ihn nach dem Tannenhäuschen zu begleiten, um dort den Thee einzunehmen, und gerade als man beim Ankleiden war, wurde ein Billet für Charley abgegeben.

„Da hat sich jemand einen Spaß gemacht!" rief der junge Mann, indem er seiner Schwägerin die Karte reichte.

„Eine Mrs. Smith hat gehört, ich wolle mein Landhaus vermieten, und wünscht, es in Augenschein zu nehmen. Wer kann ihr das aufgebunden haben? Ich will gleich Antwort hinüber in den Gasthof schicken."

Plötzlich tauchte die Erinnerung an jene Mrs. Smith in ihm auf, die er in Begleitung der interessanten jungen Fremden auf dem Bahnhofe in London gesehen hatte, und noch einmal nahm er das Billet zur Hand.

„Welche Zeit haben wir?" fragte er dann. „Zwanzig Minuten vor drei. Dann wird die Dame schon unterwegs sein, und das Schreiben nützt nichts mehr. Es ist also am besten, ich mache mich gleich auf den Weg, um ihr mündlich zu sagen, daß hier ein Irrtum vorliegt."

„Wir kommen Ihnen langsam nach," bemerkte Frau Anna. „Inzwischen sind Sie die Dame wieder los. Aber wer kann denn diese Mrs. Smith sein?"

Charley wurde rot. „Ja," sagte er, die Frage seiner Schwägerin überhörend, „es wird besser sein, wenn Sie etwas später nachkommen!" Und sich zu Mary wendend und ihre Hände fassend, fuhr er fort: „Sie sehen müde aus und werden vielleicht gut thun, zu fahren."

„Vielleicht komme ich gar nicht mit," entgegnete sie leise. „Ich möchte lieber ruhig daheim sitzen und eine stille Einkehr in mich selbst halten."

„Dann komme ich nachher wieder, um den Abend mit Ihnen zuzubringen. Sie können dagegen nichts einwenden, denn das ist jetzt mein Recht."

Er ließ ihr keine Zeit zur Antwort, sondern ging hinaus, um seinen Hut aufzusetzen. Ambrosius faßte Chard am Arm.

„Gehen Sie mit ihm, Will, ich kann's nicht," flüsterte er. „Ich würde alles verderben."

Der Pfarrer war fast ebenso aufgeregt wie sein Schwager, als er den jungen Mann durch die Stadt begleitete, und sprach kaum ein Wort.

„Warum so schweigsam, Chard?" fragte Charley, als sie auf die freie Landstraße hinauskamen.

„Ich dachte an eine Neuigkeit, die ich heute hörte."

„Welche Neuigkeit?"

„Sie betrifft den Schiffbruch der ‚Elephanta'."

Charley blieb stehen und starrte den Freund an. „Was sagen Sie? Was haben Sie gehört?" rief er fast atemlos.

„Einige Passagiere des Schiffes sollen auf eine kleine wüste Insel im indischen Ocean verschlagen worden sein. . . .“

Wie der Pfarrer vorausgesehen hatte, kehrte Charley sofort um und zog seinen Begleiter mit sich. „Und das sagen Sie mir erst jetzt?“ rief er. „Erzählen Sie — sagen Sie mir alles, was Sie gehört haben. Aber schnell, schnell, damit ich noch den Schnellzug nach London erreichen kann.“

Jetzt spielte Mr. Chard seinen höchsten Trumpf aus. „Ich habe es von Mrs. Smith, wenigstens hat sie die Nachricht mitgebracht,“ sagte er.

Charley machte abermals Kehrt. „O Chard, quälen Sie mich nicht. Warum sagen Sie mir nicht gleich alles, was Sie wissen. Warum sagten Sie mir das nicht in der Stadt, so lange die Dame noch dort war, sondern lassen mich hier herauslaufen? Aber kommen Sie, vielleicht weiß sie noch mehr. Können Sie nicht rascher gehen?“

Dabei legte er seinen Arm in den des Freundes und zwang ihn, seine Schritte zu beschleunigen.

„Charley!“ rief der Vikar, „Sie haben so viel ertragen, in Ergebung und Geduld ertragen — versuchen Sie auch jetzt, die guten Nachrichten, die Ihrer vielleicht warten, mit Ruhe zu hören; verlieren Sie den Kopf nicht.“

„Sie haben Recht, lieber alter Freund!“ rief Charley, seinen Lauf mäßigend und sich gewaltsam zur Ruhe zwingend. „Ich muß auch noch diese kurze Unsicherheit und die neuen meiner wahrscheinlich harrenden Enttäuschungen zu ertragen versuchen, obwohl ich weiß, daß ich eine Zeit, wie die, welche hinter mir liegt, nicht noch einmal überleben würde.“

Eine Weile gingen beide schweigend weiter, dann fragte Charley: „Können Sie sich auf den genauen Wortlaut der Nachricht besinnen?“

„Nein, ich erfuhr sie durch Ihren Bruder.“

„Durch Ambrosius? Jetzt verstehe ich sein sonderbares Benehmen, seine Verwirrung. Aber wer ist diese Mrs. Smith — und jenes junge Mädchen! — Chard, wissen Sie, wer das ist?“

Der Vikar wich dem Blicke des jungen Mannes aus, der beide Hände auf seine Schultern gelegt hatte und ihm angstvoll forschend ins Gesicht blickte.

Plötzlich ließ Charley den Freund los, der, wie er sah, vor innerer Bewegung kein Wort hervorzubringen vermochte.

„Lassen Sie mich jetzt allein gehen,“ rief er, in der Richtung nach seinem Landhause fortstürzend.

Der Vikar sah ihm noch eine Weile nach. Charley kam erst nur stolpernd und von einer Seite zur andern wankend vorwärts; dann aber festigte sich sein Schritt, und flüchtigen Fußes, stramm und aufrecht, eilte er dahin. Nachdem er noch einmal, mit der Hand grüßend, zurückgeblickt hatte, um den Freund zu beruhigen, wandte sich auch dieser langsam dem Heimwege zu, während heiße Gebete für Charleys Glück aus seinem Herzen zum Himmel aufstiegen.

Charley erreichte das ländliche Eingangsthor zum Fahrwege des Tannenhäuschens und hielt hier einen Augenblick in seinem Laufe inne. Er sah, daß die Fenster des Empfangszimmers offen standen, aber er war noch zu fern, um unterscheiden zu können, ob sich jemand in dem Zimmer befand oder nicht. „Was erwartet mich dort?" fragte er sich selbst. War denn nicht alles, was er von dem Vikar zu hören geglaubt hatte, nur Schaum und Traum? Sollte er das Haus leer finden wie bisher, als die hohle Schale einer toten Hoffnung?

Ein Nebel legte sich vor seine Augen und kalter Schweiß bedeckte seine Stirn, als er die Thür des Vorplatzes erreichte. Die dort befindliche Wanduhr tickte laut und vernehmlich, die nach der Küche führende Thür war geschlossen, nirgend zeigte sich eine Spur, daß man ihn erwarte. Konnte er noch immer kommen und gehen, ohne daß ihn jemand begrüßte oder nach ihm ausschaute?

Mit dem beinahe gewaltsamen Entschlusse, der qualvollen Unsicherheit ein Ende zu machen, warf er seinen Hut auf den Tisch, öffnete die Thür des Empfangszimmers und trat hinein.

Ihm gegenüber hinter dem noch immer verschlossenen Flügel stand die Dame, die ihm auf dem Bahnhofe aufgefallen war und die er heute morgen im Garten des Gasthofes wiedergesehen hatte. Sie stand stumm da und blickte ihn an, und auch er stand sprachlos in den Anblick des jungen Wesens versunken, in dem er Zug für Zug, durch alle Veränderungen hindurch, welche die Jahre mit sich gebracht hatten, sein verlorenes, so tief betrauertes Weib erkannte.

Was dann weiter geschah, hätte keines von den beiden später zu erzählen vermocht. Ebensowenig wußten sie, wer zuerst gesprochen, sich zuerst geregt hatte. Ein seliges Vergessen umfing sie. Die lange Zeit der Trennung, aller Kummer und alle Thränen waren vergessen, als seien sie

nie gewesen. Vergangenheit und Zukunft versanken in der glückseligen Gegenwart. Ein fremdes Wort, ein fremder Laut hätten den Zauber gebrochen; aber der Nachmittag verging, die Schatten wurden länger, und er hielt sie noch immer umschlungen. Kein fremder Eindringling führte sie auf die Erde zurück.

Zwanzigstes Kapitel.

Nachdem Mr. Chard und Charley vom Tische aufgestanden und gegangen waren, um mit Mrs. Smith im Tannenhäuschen zusammenzutreffen, forderte Mr. Scott seine Töchter auf, ebenfalls einen Spaziergang zu machen.

„Aber laßt euch nicht etwa einfallen, Onkel Charles' Einladung zum Thee zu folgen," setzte er hinzu. „Mama und Mary sind beide zu müde, um mitzugehen."

Anny war empört, sich wie ein Kind fortgeschickt zu sehen, aber beide machten sich auf den Weg.

„Ich will dir sagen, was wir thun, Johanna," flüsterte Anny draußen der Schwester zu. „Wir machen einen weiten Spaziergang über die Heide und kehren über das Tannenhäuschen heim. Wir sind dann nicht direkt hingegangen und wollen auch nicht dort Thee trinken, sondern springen nur hinein und sehen zu, was die alte Köchin macht."

Diesem Entschluß entsprechend langten die beiden etwa zwei Stunden später an der Lichtung an, auf der Onkel Charleys Häuschen stand, und traten in den hinteren Garten, auf den hinaus nur die Küchenfenster gingen.

„Komm, laß uns sehen, ob es noch einige Erdbeeren gibt," sagte Anny. „Hineingehen wollen wir lieber nicht; Papa ist sonst gar zu kratzig. Vielleicht bemerkt uns aber der Onkel, ruft uns hinein und gibt uns eine Tasse Thee. Du könntest um das Haus herumgehen, Johanna, und sehen, ob da jemand ist."

Johanna kam der Aufforderung nach, kehrte aber bald mit völlig verblüfftem Gesicht zurück.

„O, Anny," rief sie mit fast erstickter Stimme, „die Fenster des Empfangszimmers standen offen, ich schlich mich leise hin — und denke dir, was ich sah . . . ."

Anny blickte ihre Schwester verwundert an.

„Hast du etwa ein Gespenst gesehen?“ fragte sie endlich.

„Nein — etwas viel, viel Schlimmeres. Denke dir, Anny, ich sah Onkel Charley, der eine Frau in den Armen hielt!“

Johanna wurde über und über rot, als sie das sagte, ebenso ihre Schwester.

„Dummes Zeug!“ rief Anny endlich. „War es Mary?“

„Nein, nein, die war es nicht!“

„Sie muß es gewesen sein,“ versetzte Anny bestimmt. „Du irrst dich immer. Und weißt du, wenn es Mary nicht gewesen ist, so könnte es nur Mama sein.“

„Mama! Als ob er Mama so küßte! Geh nur selbst mal hin und gucke ins Fenster!“

„Nein, das will ich lieber nicht thun. Ich glaube, es ist am besten, wir machen uns so schnell als möglich wieder durch die Hinterthür davon. Oder sollen wir erst die Köchin fragen, wer es ist?“

„Nein, Anny, laß uns lieber, so schnell als möglich, machen, daß wir fortkommen. Du weißt, Papa hatte uns verboten, hierher zu gehen, und die Tage sind auch schon so kurz. Sieh nur, wie tief die Sonne schon steht.“

In diesem Augenblicke rief der Onkel ihre Namen. Seine Stimme hatte einen eigentümlichen Klang, der ihnen auffiel. Er stand in der Küchenthür und sah so ganz und gar verändert aus. In seinem Gesicht spiegelte sich eine tiefe, selige Erregung, und er schien um Jahre jünger geworden. Fast sah er wieder ganz so aus, wie damals, als er zum erstenmal aus Indien kam und froh und harmlos, wie ein älterer Bruder, mit ihnen verkehrte.

Jetzt gab er den beiden jungen Damen den Arm.

„Kommt, ich will euch einer neuen Verwandten vorstellen,“ sagte er. Dann schob er beide in die Thür des Empfangszimmers. „Da sind deine Nichten, Jenny,“ setzte er hinzu. „Da, meine lieben beiden, ist eure vom Tode auferstandene Tante Jenny!“

Von dem, was nun kam, blieb den Mädchen nur die Erinnerung, daß sie thränennasse Wangen an den ihrigen fühlten, daß sie von noch zitternden Lippen geküßt, von einer süßen, sanften, hin und wider durch ein Aufschluchzen erstickten Stimme mit liebevollen Worten begrüßt wurden. Um mehr zu beobachten, waren sie zu bestürzt und verwirrt. Nur

soviel wußten sie außerdem noch, daß des Onkels Arm gezittert hatte, als er sie ins Zimmer führte, und daß er dann seiner Frau nicht mehr von der Seite wich.

„Wollt ihr so gut sein, ein Briefchen für uns im ‚Goldenen Kreuz‘ abgeben?“ fragte er, als Anny erklärte, sie dürften nicht zum Thee bleiben. „Und, bitte, sagt eurer Mama, ich würde ihr heute abend noch meine Frau bringen; wir müßten nur erst noch bei Mrs. Smith vorsprechen.“

Und dann endlich trat Jenny in den Räumen, die so lange ihrer gewartet hatten, als Herrin auf. Sie schenkte den Thee ein und verwirklichte das Bild, das Charley so oft im Geiste vorgeschwebt, wenn er einsam vor dem summenden Kessel gesessen und den Thee, den er sich selbst bereitet hatte, vor Herzensjammer nicht hatte trinken können.

„Es werden noch Monate, Jahre vergehen, ehe ich an diese Wirklichkeit glauben kann!“ rief er. „Noch jetzt ist's mir, als müßte ich jeden Augenblick aus einem glückseligen Traume zu neuem Elend erwachen!“

Jenny schlang ihre Arme um seinen Nacken.

„Aber du sahest gestern abend auf dem Balle an der Seite deiner zweiten Auserwählten gar nicht so sehr unglücklich und elend aus,“ versetzte sie scherzend, während sie dabei liebkosend mit der Hand über seinen sich lichtenden Scheitel und die tiefen Kummerfalten auf seiner Stirn fuhr.

Er verstand die Bewegung und das zärtliche Mitleid in ihren Augen.

„Dir haben Leid und Kummer kein äußeres Zeichen aufgedrückt, mein Liebling,“ sagte er, sie voll Bewunderung anblickend.

„Kein äußeres Zeichen vielleicht; aber zuweilen wage ich doch kaum, an jene schrecklichen Jahre zurückzudenken,“ versetzte sie schaudernd. „Frage mich auch jetzt nach nichts; Mrs. Smith ist besser im stande, davon zu sprechen; sie wird dir viel erzählen. Später vermag ich vielleicht auch, davon zu reden; nur jetzt frage nach nichts.“ Dabei schmiegte sie sich zitternd an seine Brust. „Und doch,“ begann sie nach kurzer Pause wieder, „und doch waren wir zuweilen beinahe glücklich, denn körperlich befanden wir uns meist so wohl. Aber, Charley, sage mir, was ist das mit Miß Latimer?“

Dabei löste sie sich aus seinen Armen, aber er zog sie wieder an sich.

„Sie wird sich über deine Rückkehr am meisten und am

aufrichtigsten freuen," entgegnete er. „Jetzt sehe ich erst ganz klar. Wir waren immer nur gute Freunde. Sie wußte ebenso genau, daß ich kein zärtlicheres Gefühl für sie hegte, wie ich überzeugt bin, daß sie nie etwas andres als Freundschaft für mich empfand."

„Wie komisch!" rief Jenny lachend. „Ihr wolltet euch also heiraten, weil ihr euch nicht liebtet?"

„Begreifst du das nicht?"

„Doch, ich verstehe es und bin dem Himmel sehr dankbar dafür!" rief Jenny. „Aber glaubst du nicht, daß wir es ihr zu allererst sagen müßten? Und sobald wir in die Stadt kommen, muß ich auch gleich an Major Mortimer telegraphieren. Wie schlecht von mir, ihn zu vergessen. Was soll ich ihm denn melden? Wird es genügen, wenn ich telegraphiere: ‚Alles in Richtigkeit. Kommen Sie sobald als möglich'?"

„Nun, Mrs. Charles Scott, ist's an mir, zu fragen: Was ist das mit Major Mortimer?"

Sie blickte ihn einen Augenblick erstaunt an.

„Weißt du das nicht?" rief sie verwundert.

„Was soll ich wissen?"

„Hat es dir denn Miß Latimer nicht erzählt?"

„Was soll sie mir erzählt haben?"

„Daß sie mit ihm — mit Major Mortimer heimlich versprochen war."

„Mary mit Mortimer versprochen? Mit ihm versprochen?" wiederholte er mehrere Mal; dann ging ihm nach und nach ein Licht auf. Die Thränen, die sie über Mortimers Photographie vergossen; ihre lange Trauer, die er nur als Beileid angesehen, sowie die von ihm stets abgelehnten Eröffnungen, auf die sie in letzter Zeit wiederholt zurückgekommen, das alles war ihm mit einem Mal verständlich.

„Welcher Dummkopf bin ich doch gewesen!" rief er plötzlich. „Natürlich müssen wir uns sofort aufmachen, um an Mortimer zu telegraphieren."

Während dessen war Ambrosius mit seiner Frau und Mary allein geblieben und suchte nach einer passenden Form, um den beiden die erschütternde Nachricht beizubringen. Er ging zuerst rings im Zimmer umher und rückte alle Bilder schief, nur um sie dann wieder gerade richten zu können, ordnete die Bücher auf den Tischen, stellte die leeren Stühle richtig an ihre Plätze und blickte dabei verstohlen Miß

Latimer an, die ihm mit heimlichem Vergnügen zusah; denn sie kannte ihn gut genug, um zu wissen, daß alles dies nur Vorbereitungen auf eine Scene irgend welcher Art war. Frau Anna gähnte und wunderte sich, daß er nicht zu alledem zu müde sei. Endlich schenkte er ein Trinkglas halb voll Wasser und stellte es, anscheinend unbewußt, vor Miß Latimer hin. Eine Dienerin, die hereinkam, um den Tisch abzuräumen, schickte er hinaus.

„Wir werden klingeln, wenn wir Sie brauchen," sagte er. Frau Anna erhob sich und schlug vor, in das Empfangszimmer zu gehen, aber er hielt sie zurück. „Bleib sitzen, Anna!" rief er. „Mary, ich habe Ihnen etwas mitzuteilen, ein sehr erfreuliches — oder, wenn Sie wollen, ein sehr unerfreuliches Ereignis — das heißt, die Sache hat ihre zwei Seiten —" Hier stockte Ambrosius und richtete die Augen auf das Wasserglas. „Gestern abend, oder besser gesagt, diesen Morgen empfing ich Kunde von einer ganz unerwarteten — ganz wunderbaren Begebenheit. . . . Ich weiß in der That kaum, wie ich fortfahren soll . . ."

Mary, welche glaubte, er wolle auf ihre Verlobung mit seinem Bruder kommen, lächelte. Anna, die denselben Gedanken hatte, fand seine Art und Weise nichts weniger, als nach ihrem Geschmack.

„Ich denke, wir machen keine weitern Worte über die Sache," warf Mary lachend ein. „Sind Sie nicht gleicher Meinung, Frau Anna?"

„Natürlich!" entgegnete die Angeredete, in ihrer Müdigkeit etwas verdrossen. „Du bist zu komisch, Ambrosius. Wir alle wissen es ja bereits."

Ambrosius ließ sich aber jetzt nicht mehr irre machen.

„Charles ist nach dem Tannenhäuschen hinausgegangen, um dort, wie er meint, mit einer Dame zusammenzutreffen, die ihm die Besitzung abmieten will. Könnt ihr euch denken, wer diese Dame ist?"

Mary schüttelte, noch immer lachend, den Kopf; Anna zuckte nur die Achseln, und Ambrosius fuhr in feierlichem Tone fort: „Es ist seine Frau!"

Während der atemlosen Pause, die diesen Worten folgte, nahm Ambrosius das Wasserglas und stellte sich vor Mary hin, wie getrieben von einer dunkeln Vorstellung, es möge rätlich sein, ihr das Wasser ins Gesicht zu gießen, wenn sie etwa ohnmächtig würde und es nicht trinken könnte.

Mary aber schien nichts weniger als zu seiner Ohnmacht geneigt. Sie zeigte anfänglich nur ein freudiges Erstaunen, das nach und nach in ein tieferes, innigeres Gefühl überging und dem brennenden Verlangen wich, mehr zu erfahren, als Ambrosius wußte. Sie fragte diesem in stürmischer Eile ab, was er mitzuteilen hatte, dann stürzte sie nach dem „Goldnen Kreuz", um Mrs. Smith aufzusuchen.

„Auch ein alter Freund und Kamerad Charleys, ein Major Mortimer, gehört zu den so wunderbar Geretteten," hatte Ambrosius berichtet, ohne zu ahnen, welchen Eindruck er durch diese Worte auf Mary hervorbrachte.

War es möglich, daß auch er sich, unter Mrs. Smiths schützenden Flügeln verborgen, bereits hier befand? Erst als Mary, in Mrs. Smiths Zimmer eintretend, nur zwei Frauen vor sich sah, kam ihr zum Bewußtsein, wie fest sie darauf gerechnet hatte, Mortimer hier zu finden.

„Jeder Freund eines so achtungswerten Mannes, wie Mr. Ambrosius Scott, ist mir herzlich willkommen," versicherte Mrs. Smith, als Mary sich bei ihr als Freundin der Familie einführte. Dann wurde ihr Mrs. Mole mit unbeschreiblicher Herablassung als „eine Gefährtin im Unglück, die es nun auch im Glück sein und bleiben solle," vorgestellt, wobei Mrs. Mole demutsvoll knixte, um sich dann mit ihrer Handarbeit in den fernsten Winkel des Zimmers zurückzuziehen.

Miß Latimer begann das Gespräch mit einer dringenden Einladung. Sie bat, Mrs. Smith und ihre Gefährtin möchten, so lange sie sich in Westminster aufhielten, bei ihr wohnen, wo sie sicherlich besser aufgehoben sein würden, und womit sie ihr, da sie das lebhafteste Interesse an den Schiffbrüchigen und ihren Schicksalen nehme, außerdem einen großen Gefallen erweisen würden. Mary fügte hinzu, daß sie in früheren Zeiten mit einem der Geretteten, Major Mortimer, bekannt gewesen sei, und damit wurde sie an sich selbst zum Verräter. Sie hatte den geliebten Namen so lange nicht ausgesprochen, daß ihre Stimme bei dessen Nennung hörbar bebte, was Mrs. Smiths scharfem Ohre nicht entging. Sie erriet etwas von der Wahrheit, und da ihr die Persönlichkeit Marys, sowie deren Entgegenkommen gefiel, beschloß sie, sich nicht nur von ihrer großartigen, sondern auch von ihrer liebenswürdigen Seite zu zeigen.

Sie sagte, daß sie sich nur um Jennys willen hier

befinde, und daß nichts andres sie bewogen haben würde, nach dieser langen, entsetzlichen Trennung Mr. Smith zu verlassen. Nur für dies liebe Geschöpf habe sie ein solches Opfer bringen können.

Dabei ließ sie den vornehm gemessenen Ton vollständig fallen und sprach von Jenny mit solcher Liebe und Wärme, daß Mary sich darein ergab, zuzuhören, bis dies Thema erschöpft war. Auch von dem Major wußte sie, obgleich sie, sobald sie von „Mortimer“ sprach, sofort wieder den Ton großartiger Herablassung annahm, viel Gutes zu berichten, und Marys Verlangen, immer mehr von ihm zu hören, war noch lange nicht befriedigt, als die Zeilen von Charley abgegeben wurden.

Mrs. Smith schien, als sie sie überflog, sehr erfreut und gerührt. „Sie werden sehr bald hier sein!“ rief sie vergnügt. „Mrs. Mole bestellen Sie Thee. Natürlich wird das liebe Kind nicht daran gedacht haben, sich Thee machen zu lassen, und sie hat in den letzten Tagen fast gar nichts genossen. Man muß sie gut pflegen, Miß Latimer. Als ich sie kennen lernte, war sie ein recht schwächliches, gebrechliches Ding und glich mehr einer Schneeflocke, als einem menschlichen Wesen; aber fortgesetzte Pflege und Achtsamkeit thaten Wunder. Ich habe oft Gott gedankt, daß ich mit den andern ans Land geschwemmt wurde. Was wäre ohne mich aus dem armen Geschöpfchen geworden! Aber ich verzweifelte nie, wurde niemals müde, und Sie werden sehen, was dabei aus ihr geworden ist.“

Als Mary hörte, daß Mrs. Smith die Absicht hatte, womöglich noch an demselben Abende nach London zurückzukehren, wollte sie sich vor dem Eintreffen des jungen Paares verabschieden, wurde aber aufs huldreichste gebeten, zu bleiben.

„Natürlich kenne ich alle näheren Umstände,“ sagte sie bedeutungsvoll, „aber je früher dies erste Zusammentreffen stattfindet, desto besser ist es. Es trifft ja niemand ein Tadel, und so nehmen Sie nur den Ochsen gleich mutig bei den Hörnern.“

Mary, die den Rat nicht uneben fand, blieb; bald darauf hielt ein Wagen vor der Thür, und im nächsten Augenblick stand sie der Frau des Mannes gegenüber, dem sie wenige Stunden vorher ihr Jawort gegeben hatte.

Unbeachtet und unbemerkt verhielt sie sich in einer

dunklen Ecke des Zimmers, während Jenny ihren Gatten Mrs. Smith vorstellte. Die große Frau begann ihre Glückwünsche in den hochtrabendsten Redensarten, brach aber mitten drin in einen Thränenstrom aus, der allen schönen Worten ein Ende machte. Dann wurde Mrs. Mole herbeigezogen, um sich von Major Scott die Hände schütteln zu lassen, und Mary gewann währenddem Zeit, die Heldin der Scene in genaueren Augenschein zu nehmen.

„Für sie wäre ich ihm freilich kein Ersatz gewesen!" dachte sie, während sie der melodischen Stimme der jungen Frau lauschte und ihre Anmut und Schönheit bewunderte.

Dann fing sie an, sich zu fragen, ob es wohl allezeit ihr Schicksal sein und bleiben werde, beiseite zu stehen und das Glück andrer mit anzusehen, ohne je selbst eines solchen Glückes teilhaftig zu werden. Es schmerzte sie, daß Mortimer sich fern hielt; freilich wußte sie nicht, daß er ebenfalls von ihrer Verlobung gehört und nun warten mußte, bis alles sich aufgeklärt hatte.

Aber es dauerte nicht lange, bis Charleys scharfe Augen sie in ihrer Ecke entdeckten. „Mary!" rief er, ohne daß ein Schatten von Verlegenheit in dem glücklichen Ton seiner Stimme anklang. „Mary, wie gut von Ihnen, daß Sie hier sind. Das ist wieder einmal ganz nach Ihrer Art! Jenny, hier ist Mary!"

Einen Augenblick stand Jenny stumm und versenkte ihre Augen, als Mary ins Licht hervortrat, ernst und prüfend in die ihrer Nebenbuhlerin. Dann aber eilte sie mit ausgestreckten Händen auf sie zu und sagte mit einem Lächeln, welches das Herz der andern im Sturm gewann: „Ich hoffe, Sie werden mich um Charleys willen auch ein bißchen lieb haben."

Mary umschloß die sich ihr entgegenstreckenden Hände aufs innigste: „Das wird mir nicht schwer fallen," entgegnete sie herzlich, und sich dann zu Charley wendend, fuhr sie lachend und mit einem Erröten, das ihr schönes Gesicht noch mehr verschönte, fort: „Mit dem Bau meiner Veranda kann ich nun wohl anfangen?"

Das war die einzige Hindeutung auf ihre kurze Brautschaft, welche zwischen den beiden jemals fiel.

Gleich darauf wurden Frau Anna und Ambrosius gemeldet. Dieser, der vor Befriedigung strahlte, bekam abermals einen Kuß von seiner schönen Schwägerin und bestand

darauf, die ganze Gesellschaft zum Thee in seinem Hause zu vereinigen. Während er Mrs. Smith dorthin geleitete, hörte er — trotz seiner scheinbaren Aufmerksamkeit — freilich keine einzige der vielen Bemerkungen dieser Dame über allgemeine Gegenstände, besonders über Mr. Smiths hohe Stellung; denn er hatte nur Augen und Ohren für seine Schwägerin, und Anny, die scharfe Beobachterin, der weder sein strahlendes Lächeln noch der honigseimartige Ton seiner Stimme entging, vergaß den kindlichen Respekt soweit, daß sie ihrer Schwester zuflüsterte, sie habe nie für möglich gehalten, daß Papa ein solcher Hans Narr sein könne.

Ehe die Gesellschaft auseinander ging, erwähnte Jenny, daß sie und Charley einen ihrer Leidensgefährten, den Major Mortimer, aufgefordert hätten, unverzüglich hierher zu ihnen zu kommen, und gedachte seiner in den wärmsten Worten, ohne daß sich eine Absichtlichkeit darin erkennen ließ, denn sie sprach sich in ganz gleicher Weise über Oberst Shepherd aus, den sie, umgeben von allen Gliedern seiner Familie, in London verlassen hatte.

* * *

Mr. Scott hörte nie auf, seine Schwägerin zu bewundern. Das Vertrauen, das sie ihm bewiesen hatte, überzeugte ihn, daß sie, wie er sich ausdrückte, das feinste Unterscheidungsvermögen besaß, und die ganze Familie fand es nur natürlich, daß sie einen unbegrenzten Einfluß auf ihn ausübte. Sie veranlaßte Frau Anna zu einem bis dahin unerhörten Kleiderluxus und unterstützte Anny in ihrem Verlangen nach etwas mehr Vergnügen und Heiterkeit, ohne daß Ambrosius Einspruch dagegen erhob, denn er meinte, was sie thue und wolle, müsse immer das Rechte sein. Sein größtes Vergnügen bestand darin, unbemerkt die Liebesbeweise und Aufmerksamkeit zu beobachten, in denen sich die jungen Leute ergingen: dieses sich Finden der Hände, diese Abneigung, sich, wenn auch nur auf Stunden, zu trennen, diese Uebereinstimmung im Empfinden wie in Worten, und er fragte sich zuweilen sogar, warum er nicht das gleiche Glück in seiner Ehe gefunden habe. „Es ist schade, daß Anna keine Spur von solchen Anlagen besitzt,“ pflegte er sich dann zu sagen, „aber wir können eben nicht alle poetisch angehaucht sein.“

Als Major Mortimer nach Westminster übersiedelte, was sechs Monate nach seiner Ankunft in Europa geschah, und das Haus mit der vergrößerten Veranda bezog, die ihn, wie er behauptete, an seine Bungalowveranda in Moradabad erinnerte, brachte er seinen ehemaligen Schicksalsgefährten Hay als Diener und Faktotum mit. Hay erwies sich in dieser Stellung als außerordentlich brauchbar. Nur bei festlichen Gelegenheiten, wie zum Beispiel bei der Geburt eines Kindes im Hause seines Herrn oder Mr. Charles Scotts fühlte er die Verpflichtung, die Gesetze des Mäßigkeitsvereins, dem er angehörte, zu übertreten und sich einen kleinen Rausch anzutrinken. Bei diesen Gelegenheiten pflegte er dann immer von neuem die Geschichte des Schiffbruchs zu erzählen und dabei stets besonders ausdrucksvoll den Moment zu schildern, als Mrs. Smith um ihr Haar gekommen war. Er vergaß dabei auch nie, zu bemerken, daß dieser Haarschmuck sofort nach ihrer Ankunft in Paris wieder gewachsen, und zwar nach der neuesten Mode wieder gewachsen sei.

Mr. und Mrs. Smith gingen nach Indien zurück. In England, sagten sie, sei das Volk doch gar zu roh, und man stoße sie auf den Bürgersteigen in London an, als wären sie nichts Besseres als jeder andre. Sie ließen sich im bengalischen Berglande nieder und sandten von dort aus alljährlich die reizendsten Geschenke an ihre „liebe Tochter Jenny", denen sie später allerlei hübsche Sachen für „ihren geliebten Enkel" beilegten.

Als Lord Normington aus Italien zurückkehrte, fand er seinen jungen Freund, den Major, im vollen Besitz seines Glückes, und es gelang seinem Einflusse, die Versetzung Charleys von seinem Posten in Indien in eine einträgliche Stellung in England zu bewirken.

„Es wäre ja wirklich zu ungeheuerlich, eine solche Frau wieder nach Indien zu bringen und sie der nochmaligen Gefahr eines Schiffbruches auszusetzen," meinte er.

Als er sein Haus wieder öffnete, war sie die erste Dame, die er nach dem Tode seiner Gattin dort empfing, und so oft er Gäste bei sich sah, bat er sie, die Wirtin bei ihm zu machen und die Herrin in seinem Hause zu ersetzen.

„Charley muß seinen Weg machen, und ich werde alles aufbieten, um ihm die Bahn zu ebnen," pflegte er zu sagen. „Ich möchte Ihre schöne Stirn noch mit einem Adelskrönchen geschmückt sehen, mein liebes Kind."

Aber die beiden waren zu glücklich, um ehrgeizig zu sein. Knaben und Mädchen wuchsen um sie auf, und das häusliche Leben war zu schön, um es für größere weltliche Auszeichnungen zu opfern, die sie aus ihrer Sphäre hinausschleudern mußten. Sie hatten beide in der Vergangenheit genug gelitten, um eine weisere Schätzung der Dinge, die das wahre Glück ausmachen, zu lernen, und waren zufrieden mit ihrem Lose.

Ende.

Siebenter Jahrgang.

Preisgekrönt. Von Alexander Baron von Roberts. 2 Bände.
Ein frisches, gesundes Leben durchpulst das fesselnde Zeitbild, das Baron von Roberts in diesem seinem neuesten und wohl bedeutendsten Roman vor uns entrollt, dessen Ernst er durch keck aufgesetzte humoristische Lichter mit Glück zu mildern versteht.

Die Seele Pierres. Von Georges Ohnet. Aus dem Französischen.
Der Verfasser des „Hüttenbesitzer" hat in der Wahl seines Stoffes bei diesem Roman einen besonders glücklichen Griff gethan; daß die Durchführung meisterhaft ist, versteht sich bei Ohnet von selbst.

Zum Kinderparadies. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Ein in seiner schlichten Wahrheit unendlich rührendes, tief ergreifendes Lebensbild, in dem die poetische Naturanschauung Theuriets sich glänzend offenbart.

Imogen. Von Hamilton Aïdé. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Hamilton Aïdés Buch führt den Leser abseits von der breiten Heerstraße gewöhnlicher Romanlitteratur. Ein Duft von bon ton und höfischer Sitte der guten alten Zeit verleihen dieser geistvollen, an dramatischen Vorfällen reichen Geschichte einen eigenen Reiz.

Port Tarascon. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen.
Als Helden dieser Geschichte läßt Daudet den wunderlichen Tartarin aus Tarascon noch einmal auftreten, in dem er bekanntlich einen köstlichen humoristischen Typus geschaffen hat, jene unvergleichliche Verkörperung der Schwächen der Südfranzosen, ja des französischen Volkes überhaupt.

Ein Mann von Bedeutung. Von Anthony Hope. Aus dem Englischen.
Eine flott und sehr unterhaltend geschriebene Erzählung, in der sich Stoff, Schauplatz und Charaktere zu einem wohlgelungenen, ansprechenden Ganzen vereinigen.

Ohne Liebe. Von Fürst Galitzin. Aus dem Russischen. 2 Bände.
Mit schonungsloser Schärfe und Wahrheit zeichnet der geistvolle Verfasser in diesem Roman ein Bild der modernen russischen Gesellschaft, aus dem die handelnden Personen ungemein plastisch herausgearbeitet sind.

Die Erbin. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Norris, bekanntlich einer der liebenswürdigsten Vertreter der englischen Romanlitteratur, erzählt hier in seiner behaglichen, von gereiftem Können zeugenden Weise eine fesselnde Geschichte, die bei allen Freunden feinerer Darstellungskunst Anklang finden wird.

Die kühle Blonde. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
An einen Roman von Ernst von Wolzogen tritt man mit hochgespannten Erwartungen heran. Durch „Die kühle Blonde", ein Sittenbild von packender Wahrheit und tiefer Innerlichkeit, werden sie nicht nur nicht getäuscht, sondern übertroffen.

Mein Pfarrer und mein Onkel. Von Jean de la Brète. Aus d. Französ.
Ein durch köstliche naive Frische und neckischen Humor wirklich herzerfreuendes Buch für jung und alt.

Der Mönch von Berchtesgaden und andere Erzählungen. Von Rich. Voß.
Turmhoch über dem Mittelmaß unsrer Tageslitteratur stehen die Werke von Richard Voß, der sich auch in den vorliegenden Erzählungen als ein echter Dichter von wunderbarer Gestaltungskraft erweist.

Oberst Quaritch. Von H. Rider Haggard. Aus d. Englischen 2 Bände.
Der beliebte Erzähler weiß auch in dem vorliegenden Roman den Leser durch eine reichgegliederte Handlung und tiefe seelische Konflikte zu fesseln.

Noras Roman. Von Emil Peschkau.
Der wohlaufgebauten erschütternden Handlung dieses Romans verleiht das Hereinwirken der sozialen Gärung unsrer Tage ein ausgesprochenes Zeitgepräge und damit ein erhöhtes Interesse.

Auf Vorposten und andere Geschichten. Von S. de Renzis. Aus d. Italien.
Keck und flott erzählte Novelletten im Plauderton, die sich durch echt künstlerische knappe Darstellung und wohlgetroffenes Lokalkolorit auszeichnen.

Versiegelte Lippen. Von Léon de Tinseau. Aus d. Französ. 2 Bde.
Es berührt förmlich wohlthuend, heutzutage einem Roman zu begegnen, dessen Held, ohne ein „Romanheld" zu sein, durch echte Ritterlichkeit und charaktervolle Tüchtigkeit die Sympathie des Lesers gewinnt.

Aus den Papieren eines Wanderers. Von Jeffery C. Jeffery. Aus d. Engl.
Die fein beobachtete Erzählung aus dem englischen Garnisonsleben beweist, daß bei aller Verschiedenheit der Heeresorganisation der Humor jenseits wie diesseits des Kanals im Dienst nicht zu kurz kommt.

Mein Onkel Scipio. Von André Theuriet. Aus dem Französischen.
Nur ein wahrer Künstler kann mit so einfachen Mitteln eine so große Wirkung hervorbringen, wie es Theuriet in dieser gemütvollen, schlichten Geschichte gelungen ist.

Wie's im Leben geht. Von A. Delpit. Aus dem Französischen. 2 Bände.
Mit unerbittlicher Logik schildert Delpit in diesem erschütternden Seelengemälde die entsetzlichen Folgen der trostlosen Lehre, die den brutalen Kampf ums Dasein zur Triebfeder aller menschlichen Handlungen machen will.

Verhängnis. Von S. de Renzis. Aus dem Italienischen.
Der Grundton dieses an die antiken Schicksalstragödien gemahnenden Romans wäre fast zu düster, wenn nicht der gemütvolle Erzähler die Herbheit seines Stoffes durch liebenswürdige Behandlung zu mildern wüßte.

Achter Jahrgang.

Irgend ein Anderer. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bde.
Wer sich an einem kerngesunden, herzerfreuenden Buche ergötzen will, der lese diesen mit Herz und Humor geschriebenen Roman, der auch dem Griesgrämigsten ein Lachen, dem Verhärtetsten eine Thräne abgewinnen wird.

Fräulein Reseda. — Ein Mann der Erfolge. Von Julien Gordon. Aus dem Englischen.
Herzenskenntnis, geistreiche Beobachtung der Gesellschaft und echt künstlerische Darstellung zeichnen diese Novellen eines jungen amerikanischen Talentes in solchem Maße aus, daß wir stolz darauf sind, sie in die deutsche Litteratur einzuführen.

Künstlerehre. Von Octave Feuillet. Aus dem Französischen.
Mit jugendlicher Frische hat der greise Dichter kurz vor seinem Tode diesen durch eine reichgegliederte, spannende Handlung ausgezeichneten Roman geschrieben, der sich getrost mit seinen besten Werken messen kann.

In frischem Wasser. Von Helene Böhlau. 2 Bände.
Ob uns die begabte Erzählerin in die Häuslichkeit eines deutschen Künstlers führt, oder uns die Wunderwelt des Orients vor Augen zaubert, immer erweist sie sich als eine feine Beobachterin von origineller Auffassung der Menschen und Dinge, die sie mit frischsprudelnder Lebendigkeit zu schildern weiß.

Die geprellten Verschwörer. Von W. E. Norris. Aus dem Englischen.
Der beliebte Verfasser übertrifft in dieser lustigen Geschichte alle seine früheren Schöpfungen sowohl durch die ihr zu Grunde liegende glückliche Idee, als auch durch die prächtige Durchführung.

Daphne. Nach A Diplomat's Diary von Julien Gordon deutsch bearbeitet von Friedrich Spielhagen.
Ein Roman von Julien Gordon in Spielhagens Bearbeitung! Das ist ein seltener Leckerbissen, für den uns der Leser Dank wissen wird.

Ein Genie der That. Von Ernst Remin. 2 Bände.
Die charakteristischen Züge der modernen Berliner Gesellschaft treten in Remins trefflichem Sittenbild um so schärfer hervor, als sie mit geschicktem Griff den Anschauungen eines entschwindenden, andersdenkenden Geschlechts gegenübergestellt sind.

Mischa. Von Marguerite Poradowska. Aus dem Französischen.
Wenn so viele Romane unsrer Zeit sich im fadenscheinigen Gewand abgelebter Blasiertheit gefallen, so ist es doppelt wohlthuend, wieder einmal einer anspruchslosen Geschichte zu begegnen, die, auf dem Boden eines urwüchsigen Volkstums fußend, sich rotbackiger Gesundheit und herzhafter Lebensfreude nicht schämt.

Der Thronfolger. Von Ernst von Wolzogen. 2 Bände.
Das Leben am Hofe eines deutschen Kleinstaats nach seiner ernsten sowohl als seiner heiteren Seite ist wohl kaum je so vorzüglich geschildert worden, als in diesem farbenfrischen Roman, mit dem von Wolzogen den Cyklus seiner Adelsromane aufs glücklichste abschließt.

Im Reisfeld. — Ohne Liebe. Von Marchesa Colombi. Aus dem Italienischen.
Wärme und Innigkeit des Gefühls, sowie scharfe Beobachtung des italienischen Volkes und seiner Gebräuche zeichnen diese schlichten Erzählungen, die niemand ohne Rührung und Teilnahme lesen wird, aufs vorteilhafteste aus.

Eine Künstlerin. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Mit dieser reizvollen psychologischen Studie führt sich die Verfasserin, in der der französischen Romanlitteratur ein bedeutendes, äußerst sympathisches Talent erstanden ist, aufs vorteilhafteste ein.

Miß Niemand. Von A. C. Gunter. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die frische, über jedes Hindernis keck hinwegsetzende, durch keine Schultradition eingeengte Erzählungskunst des geist- und phantasievollen Amerikaners feiert in dieser spannenden, an dramatischer Handlung überreichen Geschichte einen neuen Triumph.

Marienkind. Von Paul Heyse.
Der 200. Band unsrer Sammlung! Um diesem den Charakter eines Jubelbandes zu verleihen, haben wir dafür die vorliegende überaus anmutige Geschichte von Paul Heyse, dem noch immer unerreicht dastehenden Altmeister der Novelle, ausersehen.

Schwarzwaldgeschichten. Von Hermine Villinger.
Wie ein edler Wein im Geschmack den Boden erkennen läßt, worauf er gewachsen ist, so entströmt diesen gemütvollen, sinnigen Geschichten gleichsam etwas von dem frischen Tannenduft ihrer Gebirgsheimat.

Jack. Von Alphonse Daudet. Aus dem Französischen. 3 Bände.
Das alte, ewigwahre Wort von den Sünden der Väter, die sich an den Kindern heimsuchen, hat wohl nie eine ergreifendere Anwendung gefunden, als in dieser berühmten Schöpfung Daudets, einem Meisterwerk realistischer Kunst, das noch lange bestehen wird, wenn das meiste von dem, was sich heute für alleingültig ausgibt, in alle Winde zerstoben sein wird.

Der schwarze Koffer. Aus dem Englischen.
Wenn auch der Verfasser dieser spannenden, ungemein lebendig erzählten Kriminalgeschichte nicht mit seinem Namen hervortreten will, so dürfen wir doch verraten, daß er ein wohlbekannter und allgemein beliebter Erzähler ist.

Der Affenmaler. Von Jeanne Mairet. Aus dem Französischen.
Dem überaus beifällig aufgenommenen Roman „Eine Künstlerin“ derselben Verfasserin lassen wir hiermit einen Band allerliebster Novellen folgen, die zum Vollendetsten auf diesem Gebiete gehören.

Schwer geprüft. Von J. Masterman. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Romane lassen sich im allgemeinen in zwei Klassen einteilen: solche, die durch ungewöhnliche, abenteuerliche Vorfälle, durch eine spannende Handlung fesseln, und solche, deren Reiz auf der Schilderung seelischer Vorgänge und der Darstellung von Charakteren beruht. In „Schwer geprüft" ist beides aufs glücklichste vereinigt.

Neunter Jahrgang.

Im Schuldbuch des Hasses. Von Georges Ohnet. Aus d. Franz. 2 Bände.
Der Verfasser des „Hüttenbesitzers" hat in diesem ganz vorzüglichen Roman sich selbst übertroffen. Mehr als je zuvor ist es ihm geglückt, den Leser zu rühren und durch eine dramatische Handlung zu fesseln, die von der ersten bis zur letzten Zeile an Spannung zunimmt.

Meine offizielle Frau. Von Col. Richard Henry Savage. Aus d. Engl.
„Eine Geschichte, über der man Essen und Schlafen vergißt," sagt eine amerikanische Zeitung über dieses originelle Buch.

Sein Genius. Von Claus Zehren.
Am Faden einer rasch fortschreitenden, reich bewegten Handlung wird in dieser anmutigen, poetischen Künstlergeschichte der läuternde Einfluß edler Weiblichkeit auf das Streben und die Entwickelung eines jungen Malers geschildert.

Ein Zugvogel. Von B. M. Croker. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Kunst lebendiger Schilderung von Ort und Menschen, wie die Fähigkeit, junge und alte Herzen zu rühren, stehen der Verfasserin von „Ein Zugvogel" so voll zu Gebote, wie in ihren früheren Arbeiten.

Violette Merian. Von Augustin Filon. Aus dem Französischen.
Violette Merian ist eines der lieblichsten Geschöpfe, die man sich denken kann, und ihre rührende Geschichte wird uns so graziös und gemütvoll erzählt, daß sie jedem Liebhaber guter französischer Litteratur aufs allerwärmste zu empfehlen ist.

Fräulein Kapitän. Eine Eismeergeschichte von Max Lay.
Ein Buch von wahrhaft poetischem Zauber.

Ein puritanischer Heide. Von Julien Gordon. 2 Bände.
Mit diesem Roman tritt Julien Gordon den tüchtigsten unter allen Schriftstellern ebenbürtig an die Seite, weil er tiefe Einsicht in Welt und Menschen mit künstlerischer Gestaltungskraft verbindet.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu **Geschenken ganz besonders geeigneten**

Salon-Ausgabe

auf feines, extra starkes Papier gedruckt und in **elegantem Liebhaber-Einband** zum Preise von M. 2. — **für den einfachen und** M. 3. — **für den doppelten Band** erschienen.

Einfache Bände:

Burnett, Der kleine Lord.
Feuillet, Das Tagebuch einer Frau.
Paul Lindau, Helene Jung.
Voß, Kinder des Südens.
Was der heilige Joseph vermag.

Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.
Croker, Die hübsche Miß Neville.
Hopfen, Robert Leichtfuß.
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.